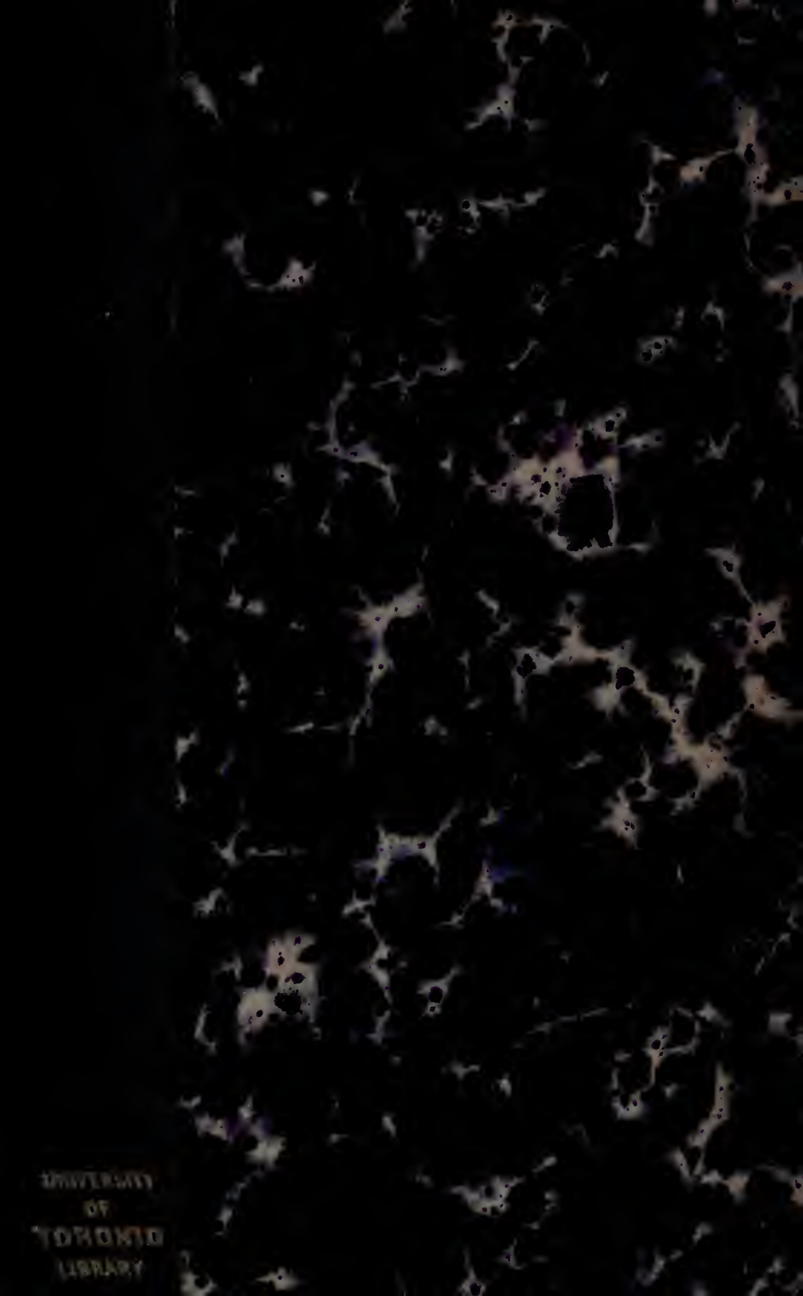

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

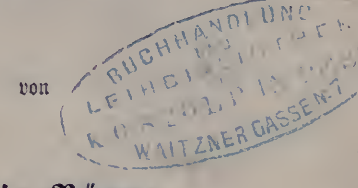
Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

Zehnter Band.

Gesammelte Schriften

von



Ludwig Börne.

Neue vollständige Ausgabe.

Zehnter Band.

Verlag der Börne'schen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Fortsetzung.)

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Fortsetzung.)

Neun und fünfzigster Brief.

Paris, Freitag, den 25. November 1831.

Lange hat mir nichts so viele Freude gemacht, als die Schrift des Dr. Eduard Meyer in Hamburg. Man schrieb mir von dort, er wäre ein langer Mensch mit ganz unerreichbarem Kopfe: aber ich will ihn schon erreichen und wenn ich einmal mit ihm zusammentreffe, steige ich auf einen Stuhl und küsse ihn herzlich. Er hat seinen Nachfolgern alle großen und schweren Steine weggenommen, und wenn noch Einer nach mir werfen will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Gesteinigt zu werden — es ist wenigstens ein heiliger biblischer Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutsche Sprache eine solche Kraft besitzt; man könnte damit den Montblanc in Staub verwandeln. Hören Sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer alles bin, wie ich genannt werde. Elend — seicht — gräulich —

ruchlos — lächerlicher Thor — superkluger Schreier — ditto eingebildeter — heilloser Gesell — Haupträdelsführer einer jämmerlichen Scriblerbande — Mensch — ditto gottloser — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Bursch — Mordbrenner — schamloser Bube — Jude. — „Eduard, Eduard! warum ist dein Schwert so roth? Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich sehr wenig, wie es allen edlen Naturen zu gehen pflegt. Ich habe nichts als: Anmaßung — Frechheit — Unverschämtheit — ditto unerhörte — grundschlechte Gesinnung — schaudernerregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigstens Herr nennte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir sagte! Aber nicht ein einziges Mal thut er das. Diese Herrenlosigkeit gibt seiner Schrift ein ehrwürdiges deutschamtliches Ansehen. Auch schrieb mir Einer von Hamburg, sie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden.

Nach allen seinen unvergleichlichen Kraftäußerungen hat Eduard Meyer noch die Bescheidenheit, zu fürchten, man möchte seine Art, sich auszudrücken, mit „gemeinen Schmähungen“ verwechseln und er bittet seine Leser; dieses nicht zu thun. Er meint: man wundere sich vielleicht, daß er, als zahmer

Deutscher, mit einemmale so wild geworden; aber man kenne die Deutschen noch gar nicht. „Der „Deutsche ist geduldig, aber doch nur bis zu einem „gewissen Grade. Wenn die Geduld ihm reißt, „wenn er das Schweigen bricht und einen Entschluß „gefaßt hat, so wird sich Mancher wundern über die „scheinbare Verwandlung seiner Natur. Und ich „fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin.“ Anch'io sono pittore! Er habe nie Freude an literarischen Streitigkeiten gefunden, aber „was zu arg ist, ist zu arg.“ Man müsse „dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“ Aber, guter Gott! was hilft da etwas, was hilft selbst viel? Es mag noch so viel Furcht in die Finger hineinfahren, ein tapferes Herz jagt sie wieder in die Schlacht zurück. Vor die Brust hätte er mich stoßen, auf den Kopf hätte er mir klopfen sollen, daß da Furcht hineinfährt. Der Mann ist zu gutmüthig.

Er sagt: In meinem Buche wäre keine neue Idee. „Nichts als leeres, langweiliges Kaffeehaus- „und Zeitungsgeschwätz, von der Oberfläche geschöpfte „Bemerkungen, wie tausend vorlaute Raisonnärs sie „täglich machen.“ Da haben sie den alten Deutschen wieder! Neue Ideen wollen sie haben! Eine Idee, wenn sie sie achten sollen, muß eine Handschrift sein,

auf Pergament geschrieben, in Schweinsleder gebunden, und als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tausend Jahrbüchern der Geschichte gedruckt zu lesen, was der Himmel selbst herabgedonnert, was drei Welttheile wiederhallten, was der Lastträger auf der Gasse, wie der Denker in seinem Zimmer, was der Bürger in seiner Werkstätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter seinem Joche, der Bettler in seinen Lumpen spricht, denkt, fühlt, klagt, wünscht und hofft — das verschmähen sie, das ist ihnen Kaffeehaus- und Zeitungsgeschwätz! Was Alle wissen, verdiente Keiner zu lernen! Gut, ihr sollt neue Ideen haben; zeigt nur erst, daß ihr deren würdig seid; gebt Rechenschaft, wie ihr die alten verwendet!

Mein Eduard ist zwar ein bescheidener junger Mensch, aber an Welterfahrung scheint ihm noch viel zu fehlen. Er sagt: er müsse sich gegen den Vorwurf verwahren, als hasse er die Sache einer gesetzmäßigen Freiheit, doch deren Vertheidigung müsse man dem Himmel überlassen. „Wenn Fürsten ihre „Zeit und ihre Völker verkennen, oder gar der Schlechtigkeit huldigen, wird gerechte Vergeltung ihrer Mißgriffe sie selbst am schwersten treffen. Dies wünsche, „hoffe und weiß ich.“ Dieses wünsche, hoffe und weiß ich auch. Aber mein lieber Eduard, wer soll

denn jene gerechte Vergeltung an den Fürsten vollziehen? Selten schickt Gott ein himmlisches Strafgericht herab, die Verwaltung seiner Stellvertreter zu untersuchen, und so oft es noch geschah, wurde nichts dadurch gebessert. Die himmlischen Commissäre waren auf der Erde fremd, gingen irre, oder ließen sich wohl gar bestechen. Das haben wir ja kürzlich erst an der Cholera-Morbus gesehen, die, statt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur Dem hilft Gott, der sich selbst hilft. Aide-toi, et le ciel t'aidera!

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geschrieben, Wurm genannt, in den kritischen Blättern der Börsenhalle. Der ist aber sehr sanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und diese nur in geringer Zahl. Fadaisen, Niaiserien, politisches Geschwätz, Effronterie, Sanskulottischer Witz, Geselle, Auswürfling — und das ist alles! Einmal neckt er mich mit einem schönen Milchmädchen, das ich in England hatte heirathen wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht, worauf sich das bezieht; ich will aber in der Chronik meines Lebens nachschlagen. Herr Wurm schließt seinen Artikel — doch gewiß nur in der Absicht, daß man trotz seiner Frei-

heit merke, es habe ihn ein Deutscher geschrieben — mit folgenden Worten: „Wenn dieser Löwe, oder „wie er sonst heißen möchte, auf guten Rath „hören will, so wird er bleiben, wo er ist, wo man „ihn nicht kennt. Ob eine deutsche Regierung von „seinen politischen Lästerungen Notiz nehmen würde, „wissen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Versuch „machen, sich in gute Gesellschaft einzudringen. Er „wird aus jeder Gesellschaft, in der man auf Ehre „hält, auf beschimpfende, und wenn es Noth thut, „denn dieses Geschlecht ist zudringlich, auf „physisch empfindliche Weise entfernt werden. Das „ist die Sprache, die man mit diesen Gesellen reden „muß: eine andere verstehen sie nicht.“ ... Daß diese Thoren mich noch daran erinnern, daß sie mir unter die Augen bringen, was mich vergessen zu lassen ihnen noch wichtiger sein müßte; als es mir gleichgültig ist, ob sie selbst es vergessen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geschändete Recht und die mißhandelte Freiheit aller Menschen; dürfte ich ein Herz haben für die Leiden eines Volks, eines Geschlechts, für meine eignen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen saurer Gerechtigkeit einen Feierabend süßer Ruhe verstatten; dürfte ich das, wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen, diesem Zwerggeschlechte gegenüber — wahrlich, es bliebe

nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut zu stecken. Manchmal überschleicht es mich; aber dann, die menschliche Schwachheit an mir selbst erfahrend, lerne ich sie an Andern verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Diesen Sommer in Baden, als ich unter meinen Papieren suchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigste bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich weg; ich konnte nie zu meinem Vortheile schreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausstellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reisen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte in dasselbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Mißgestalt, mit einem giftigen Krötengesichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut stand stille; doch durfte ich nichts sagen, noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals schwur ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen! ... Und nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag, den 27. November.

Lyon hat mich günstiger rezensirt als Hamburg — doch davon später. Ich will zuerst auf Ihren gestrigen Brief antworten. Das Buch ist noch nicht hier angekommen, doch schrieb mir Campe, es wäre abgeschickt worden. Aber auf die hiesigen Urtheile brauchen Sie nicht begierig zu sein. Die wenigen Deutschen meiner Bekanntschaft werden mir wohl ihre Meinung nicht immer aufrichtig sagen; Franzosen lesen es nicht; da kann sich also keine öffentliche Meinung bilden, und höchstens eine individuelle laut werden. Campe schreibt mir: „Sonderbar sind die „Elemente in diesem Augenblicke angeregt, angeregt „durch diese Briefe. Die Aristokraten werden keck „und rücken heraus und kämpfen ... Ich kann Ih„nen die Bemerkung, die ich über den Eindruck, den „Ihre Briefe bei vielen der Bessern gemacht „haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, daß „Sie sich so ganz rücksichtslos haben gehen lassen, „so daß Sie den Platz als Zuschauer verließen und „selbst Akteur wurden! Dadurch haben Sie einen „beträchtlichen Theil Ihres wohlerworbenen Ruhms „eingebüßt, der Ihnen schwer wieder zu erringen „sein möchte. Dieses Urtheil ist die allgemeine „Stimme, und Sie werden von vielen Seiten so

„zurecht gewiesen werden, daß dieses der Refrain „durchweg bleiben wird. Das Volk ist gläubig und „sagt Amen!“ Wie mich dieser Mann kennt! Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geschrieben. Ob ich den Lesern gefalle oder nicht — will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es ist wahr, daß ich den Platz als Zuschauer verlassen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entsagen? Sie sehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am meisten. Ich habe den zähen deutschen Boden aufgewühlt; es ziehe Jeder seine Furche wie ich; für die Saat wird Gott sorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb, und sie beschmutzte — was schadet mir das?

Campe war wegen des Buches in einer Woche viermal vor Gericht. Man legte ihm ein Exemplar vor, worin mehr als fünfzig verdammliche Stellen mit Bleistift angestrichen waren. Eine Stelle, worin es vom Bundestage heißt: der sei toll geworden, war doppelt und noch einmal so dick als die übrigen angestrichen. Die Stelle war im Buche mit einem Papierstreifen bezeichnet. Diesen ließ Campe, als er das Buch in die Hand nahm, wie zufällig heraus-

fallen, so daß der Untersuchungsrichter die toll gewordene Stelle nicht mehr finden konnte. Das muß recht komisch gewesen sein.

Ein Kaufmann, Namens ***, den ich in Hamburg vor einigen Jahren kennen gelernt, hat mir die zwei gegen mich gerichteten Artikel zugeschickt. Er schreibt unter andern: „... Die Hamburger Kauf„leute erklärten darauf, ohne gerade die Scribler zu „loben, daß in den Börneschen Briefen zerstörende „Ideen enthalten sind, die nur ein Aufwiegler oder „Sanscülotte ans Tageslicht befördern kann. Dies „hat das Verbot der Briefe herbeigeführt.“ —

Sehen Sie doch, von dem Brillantring, den ich vor einigen Jahren vom Herzog von Weimar erhalten haben soll, etwas näheres zu erfahren. Das Ding kann schön werden. „Ringe sind es, die eine Kette bilden“ — sagt Königin Elisabeth. Aber ein Ring! Was kann der nützen? Zum Halseisen ist das doch zu eng und meine Feder zu erwürgen viel zu weit.

Den *** bedaure ich; es gibt wenige Menschen, die den Muth haben, anders als der Pöbel-Ausschuß zu denken, der an jedem Orte die öffentliche Meinung verwaltet. Eigentlich sind es weniger übelwollende als unwissende Menschen, die nicht zu rechnen verstehen. Für die Hälfte von Mühen und Sorgen,

die es sie kostet, ihrem Geiste einen Ehrendienst bei der vornehmen Dummheit zu verschaffen, könnten sie dessen Freiheit behaupten und gewönnen dabei, selbst an sinnlichem Glücke. Die Frankfurter mögen nur schweigen und dem Himmel danken, daß einer unter ihnen lebt, der besser ist als sie. Die Zeit kann, die Zeit wird kommen, und bald vielleicht, wo man ihre Freiheit, so anspruchslos und demüthig sie auch ist, in dem Edelmannsklubbe des deutschen Bundes nicht länger wird dulden wollen, und dann werden wir sehen, wer von jenen Römerpatrioten, wer von jenen Zunfthelden, wer von jenen Stadtgerichts-Schreiern den Muth haben wird, sich den stolzen und mächtigen Räubern entgegen zu stellen! Dann kommen sie vielleicht und streicheln meine Katzenpfote. Ich erwarte sie.

Sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 30. November 1831.

Vorgestern besuchte mich Mauguin. Er blieb aber nur eine Viertelstunde, er war auf dem Wege nach der Kammer. Der Mann ist klar, wie ein Waldbach, der über Kieseln fließt; doch ist es nicht erfreulich, einer menschlichen Seele bis auf den Grund zu sehen. Eine Tiefe ist nicht klar. Mauguin, weil er so klare Augen hat, glaubt, alles wäre ihm klar, was er nur flüchtig ansieht und er urtheilt zu schnell, um immer richtig zu urtheilen. Ich habe in .... manchmal darüber lachen müssen: man mag ihm noch so kurz antworten auf seine Fragen, so war ihm die Antwort noch immer um die Hälfte zu lang; er verstand sie schon um die Mitte. Das ist Franzosen-Art, die für alle Verhältnisse fertige mathematische Formeln haben. Sage ich zwei mal zwei — fällt mir Mauguin in die Rede und fährt fort: ist vier. Als wäre nicht

möglich, daß ich etwas anderes hätte sagen wollen. Er mißversteht Einen zwar nie, aber er versteht Einen nur halb, weil er nicht zu Ende hört. Die Verhältnisse von Frankreich, eben weil es Franzosen-artige Verhältnisse sind, die kennt er freilich gut. Er versicherte mich auf das Bestimmteste, daß die hiesige Regierung auf nichts anderes sinne, und nach nichts anderem trachte, als die Dynastie Karls X. zurückzuführen und König Philipp selbst sei damit einverstanden. So wird freilich alles verständlich. Mir wäre es selbst recht, sie versuchten es. Ich liebe die großen Massen auch in der Dummheit; ein Narrenhaus ist mir lange nicht so erschrecklich, als ein einzelner verrückter Mensch. Glauben Sie mir auf mein ehrliches Wort: ich kenne alle Tollheiten, die seit dreitausend Jahren von den Königen begangen worden sind, von Saul bis auf Karl X., aber unsere gegenwärtige Zeit ist reicher an Wahnsinn, als es jene dreitausend Jahre waren. Wenn man alle fürstlichen Paläste Europa's nebeneinander stellte, es gäbe eine ganze Narren-Stadt. Täglich vermehren sich meine Nachrichten aus Deutschland, daß man den Plan gefaßt, Frankreich zu vertheilen, wie eine Pastete; ja König Philipp selbst soll ein Stück davon bekommen. Die alten Bourbons sollen die Schüssel mit der Kruste behalten. Die köstliche Naivität finde

ich nicht darin, daß sie glauben, es ausführen zu können, sondern, daß sie glauben, wenn sie das ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern macht man weiß, die Kinder, und den Fürsten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken sie, sie brauchten den Brunnen nur zuzuschütten und dann wäre alles aus. Wer gibt mir Geduld genug, mit Narren zu raisonniren? Ich muß wohl selbst ein Narr sein. Frankreich war seit vierzig Jahren der Krater Europa's. Wenn der einmal aufhört Feuer zu werfen, wenn der einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturpfuschern, dann ist kein Thron der Welt auf eine Nacht sicher. Sie zittern, wenn einige Franzosen mit liberalen Reden in ihrer Maultasche durch Deutschland reisen, und schreien entsetzt: Propaganda, Propaganda! Und sie wollen ganze Völker-Theile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeschmackten Regierungskünsten, mit ihren Taschenspieler-Streichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen wilden Unterthanen zahm zu machen! — sie, die nicht einmal die Polizei verstehen, die doch die einzige Kunst ist, die sie mit Fleiß und Liebe gelernt. Als sie 1814 in Paris waren, wohin Petersburg, Wien und Berlin ihre schlauesten Köpfe geschickt hatten, wurden alle diese schlauen Köpfe der

heiligen Allianz von jedem niedrigen französischen Mouchard zum Besten gehabt, und hätte es die Uebermacht nicht gethan, mit List hätten sie Paris nicht unterjocht. Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warschau's. Weil sie ein Wunder zerstört, glauben sie, sie könnten auch Wunder machen.

In Berlin ist mein Buch von der Polizei in Beschlag genommen worden. Als wenn der Regen davon aufhörte, wenn Einige unter den Schirmen gehen. Ginge es an, sie confiszirten freilich am liebsten das ganze Weltall. Die Münchener Tribüne giebt Auszüge der Pariser Briefe. Der Dr. Wirth, der sie schreibt, ist ein Mann, dem man Hochachtung, ja Bewunderung nicht versagen kann. Hochachtung — weil er für die Freiheit kämpft, wie ein Held in der Schlacht, nicht blos wie ein Maul-Ritter mit Worten. Bewunderung — weil er muthig erträgt, was sonst den tapfersten Mann niederwirft: die kleinen Bosheiten, die kleinen Quälereien der kleinen Knechte. Gefängniß, Geldstrafe, die jämmerlichen Tücken der jämmerlichen Polizei, das Knurren und Bellen der Hofhunde, nichts schreckt ihn ab. Jetzt aber, wo ihm in München alle Luft benommen und die Frechheit der Gewalt jeden Widerstand unmöglich macht, ist er nach Rheinbaiern gezogen, wo noch die

französischen Gesetze regieren, welchen die deutschen Minister nicht Hohn zu sprechen wagen. Dort will er sein Journal fortsetzen. Auch hat er in vielen Orten in Deutschland Unterstützung gefunden, um sich eine eigene Presse anzuschaffen. Ist es aber nicht sehr ehrenvoll für eine deutsche Regierung, daß sich ein deutscher Bürger unter französische Gesetze flüchten muß, um Schutz gegen deutsche Tyrannei zu finden?

Donnerstag, den 1. December.

Die Regierung hat bis heute noch keine Nachricht mitgetheilt, ob sie der Bewegungen in Lyon Herr geworden oder nicht. Sie sagen, der Nebel hindere den Telegraphen. Es giebt nichts Gefälligeres als so ein Nebel, der noch keinen Minister in der Noth verlassen. Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrscht, hat sich von selbst hergestellt; aber das Volk ist noch Meister der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marschall Soult als Würgengel dahin geschickt. Nun bin ich begierig, wie sie Leyer und Schwert zusammen dichten werden. Der Marschall Soult kann sich täuschen; Napoleon's Zeiten sind vorüber und der Bülletin-Donner schreckt keinen Hasen mehr. Der Herzog von Orleans kann sich auch täuschen. Eine fürstliche gnädige Herablassung thut keine Wunder mehr; das Volk giebt keine Bratwurst für die allerhuldvollsten Redensarten, es will baares Geld sehen. Die Neigung der Minister ist für Gewalt; aber die Furchtsamkeit des Königs wird wohl verhindern, was seine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätten. Casimir Perrier, der König von Israel, der hohe Priester der Renten, der Held des Friedens hat sich in der Kammer geberdet wie Moses, als er vom Berge Sinai herab

kam und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen sah. Er hat den Götzendienern seine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er ist ein completter Narr! Auch haben die Leviten der Börse ein Jubelgeschrei erhoben, als sie ihren strahlenden Moses wieder sahen, daß man betäubt davon wurde. Dieser Casimir Perrier hat darüber gefrohlockt, daß in den blutigen Geschichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorschein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand gewesen! Es sei nichts weiter, als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas besitzen! Und diese fürchterliche Wahrheit, die, weil sie eine ist, man in den tiefsten Brunnen versenken müßte, hielt der wahnsinnige Mensch hoch empor und zeigte sie aller Welt! Die dunklen Triebe des Volks hat er ihm klar gemacht; seiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundsätze Dauer gegeben; seinen kurzsichtigen Sorgen des Tages den Blick in ewige Noth eröffnet. Den höchsten Grad des Wahnsinnes mögen jetzt die Aerzte Staatskunst nennen. Um den reichen Leuten sagen zu können: seht, ihr seid bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit mit mir halten — um diese elenden Krämer-Vortheile eines Tages opfert Casimir Perrier das Glück Frankreichs,

Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf. Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter dem Besitze verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Besitz erstürmt? Schon die Staaten des Alterthums kränkelten an diesem Uebel der Menschheit; drei tausend Jahre haben das Unheil gesäet, und das Menschengeschlecht nach uns wird es ärndten. Frei nannten sich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang unter einander die Gesetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei. Ueber die kurzsichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geistlichkeit ihre Vorrechte verloren, sei der ewige Friede gesichert! Eben diese wie Frankreich und England, stehen der fürchterlichsten Revolution näher, als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfassungen bestehen. In den letztern wird dem niedern Volke, durch seinen benachbarten Stand, die Bürgerschaft, die Aussicht nach den höhern, bevorrechteten Ständen versteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit.

Da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich, es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muß früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beständig hinter sich, und vergißt darüber vor sich zu sehen, wo ein besiegter, aber noch lebendiger Feind nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Diese Furcht und diesen Hochmuth wissen die Aristokraten in Frankreich und England sehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen sie im Stillen gegen die Bürger auf und diesen rufen sie zu: ihr seid verloren, wenn ihr euch nicht an uns anschließt. Der dumme Bürger glaubt das, und begreift nicht, daß seine eigene Freiheit, sein eigener Wohlstand schwankt, so lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlstand eintrete; er begreift nicht, daß so lange es einen Pöbel giebt, es auch einen Adel giebt und daß so lange es einen Adel giebt, seine Ruhe und sein Glück gefährdet bleibt. Wäre diese Verblendung nicht so unheilbringend, es gäbe nichts Lächerlicheres als sie. Diese reichen Ladenherren von Paris, diese Bankiers und Fabrikanten, die, es sind

noch keine fünfzig Jahre, sich von jedem Lump von Ludwigsritter Canaille mußten schelten lassen, reden, wie sie es gehört, den ganzen Tag von der Canaille, wozu sie Jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt und keine andere Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit seiner Hände einbringt! Die Regierung, welche über die menschliche Schwäche erhaben sein sollte, benutzt sie nur, ihre Herrschsucht zu befriedigen, und statt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, bauen sie sie über hinfälliges Holzwerk, das sie in den Schlamm der Leidenschaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der französischen Freiheit, suchen sie zu entnerven, durch eitlen Flitter zu gewinnen. Erst kürzlich hat der König an einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter sie vertheilt. Die Ehre haben sich die Fürsten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der sie zittern. Die so leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den schweren Kreuzen gejagt, sobald diese murren. Die Arbeitsleute, um sie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Julieshelden, die man Republikaner schilt, gehetzt, und diese, die sich zu nichts gebrauchen lassen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet. Casimir Perrier, der sich wie ein Schulbube

zu den Füßen aller fremden Diplomaten setzt und zu ihren Lehren hinaufhorcht, hält sich für einen großen Staatsmann, weil er Ehre und Scham weit von sich gewiesen. Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Offenheit, mit der er alles gegen sich selbst bekannt macht, was er hätte verschweigen sollen und können — so fest ist er überzeugt, daß Unverschämtheit die erste Tugend eines ächten Staatsmanes ist! Erst heute ist wieder etwas an der Tagesordnung, was diese seine Tugend in das glänzendste Licht setzt. Am letzten vierzehnten Juli, am Jahrestage der Bestürmung der Bastille, fürchtete man eine Bewegung von den getäuschten und erbitterten Julushelden, die man, noch aus einem Ueberreste von Scham, Republikaner schilt. Nun sah man an jenem Tage mit Erstaunen, daß Arbeitsleute aus den Vorstädten der Polizei beistanden und über alle junge Leute herfielen und sie mißhandelten, die man an grauen Hüten ,an Juliuskreuzen oder anderen Zeichen als Republikaner zu erkennen glaubte, und die sich ganz ruhig verhielten. Darauf beschuldigten einige öffentliche Blätter den Polizei-Präfekten und den Minister des Innern: sie hätten jene Arbeitsleute angeworben und bezahlt, um die ihnen verhaßten Republikaner zu mißhandeln. Casimir Perrier hätte den Vorwurf ruhig hinnehmen sollen; aber nein, die That, die er began-

gen, war ihm noch nicht unverschämt genug, er wollte sie noch durch Läugnen verherrlichen. Er klagte jene Zeitungs-Redaktoren der Verläumdung an. Der Polizei-Präfekt führte die nämliche Klage. Seit gestern haben die gerichtlichen Verhandlungen begonnen. Und was stellte sich hervor? Es war klar wie die Sonne, fünfzig Zeugen sagten es aus, daß die Polizei wirklich das Gesindel der Vorstädte (nicht die Arbeiter, sondern die Müßiggänger) angeworben und täglich mit drei Franken besoldet habe, um über die friedlichsten Menschen herzufallen. Auf solche Weise buhlt dieser Minister um das Lob des Oesterreichischen Beobachters und der Preußischen Staatszeitung. Die Brustwehr, welche in den Julitagen errichtet wurde, Frankreich vor dem Abgrunde zu schützen, hat er leichtsinnig niedergerissen; er meint, das wäre nur ein Loch, das er mit seinen Händen allein ausfüllen wolle. Das niedere Volk, das aus den Juli-Kämpfen geläutert hervorgegangen, sucht er durch die schändlichsten Verführungen wieder in den Koth hineinzuziehen, um sich daraus brauchbare Werkzeuge für alle die Gewaltthätigkeiten zu bilden, die er gegen Frankreich noch im Sinne hat.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wir schon mitten darin, könnte vermieden, die

Ruhe der Welt könnte gesichert werden; aber alle Regierungen sind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen sie, sie hätten das Ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueste französische Constitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philister-Politik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat nur den Zustand der Mittelklassen verbessert und das Heloten-Verhältniß des niedern Volks von Neuem befestigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer sitzen nur die reichen Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Besseren und Einsichtsvolleren: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräsentation möge Theil nehmen lassen. Sie sagen: Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intriguant könne ihre Stimme erschleichen oder erkaufen. So sprechen sie, um das Gegentheil von dem zu sagen, was sie denken. Weil

es unter den armen Leuten mehr Ehrliche giebt als unter den Reichen, weil sie seltener als die Andern sich bestechen lassen, wollen die Minister sie nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen uns ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen — und dann wird sich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre schnöden Lüste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft haben. Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein vertheilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört sich, wenn man sieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslasten vertheilt sind. Hat man denn je einen reichen Städter über zu starke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Lasten, unter welchen die europäischen Völker halb zerquetscht jammern? Der arme Taglöhner, das Land. Aber was ist dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfesten geschaffen! Der Bauer muß seinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen seine eigene Noth zu schützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murret, schickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit sein muß, ein

Vatermörder zu werden. Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und der Luxus der Reichen wird nur so viel besteuert, als es ihre Eitelkeit gern sieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde sie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menschengeschlecht unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Kapitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie, zu noch größerem Verderben, unbesteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält sich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Shawl tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter und setzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein schöner Theil in den räuberischen Händen der begünstigten Lieferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen sie noch mehr Geld, und sie besinnen sich seit einiger Zeit, ob sie die neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die

Kohlen legen sollen. Der Reiche soll nicht darunter leiden, der Arme soll bezahlen wie immer. Eine Flasche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein ist, den der Arme trinkt, oder ein kostbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterschied. Die Flasche Wein, die zwanzig Franken kostet, zahlt nicht mehr Abgaben, als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzig tausend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leiermann muß von dem Ertrage seiner Straßen-Bettelei der Polizei einen großen Theil abgeben. Das fluchwürdige Lotto ist eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmsten Volksklasse liegt. Dreißig Millionen stiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu stellen und einen Räuber am Leben zu bestrafen! Und nach allen diesen Abscheulichkeiten kommen sie und lästern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier, Volk, auf seiner Hut zu sein! Geschieht das alles sogar in Frankreich, wo die freie Presse manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erst in jenen Ländern geschehen, wo Alles stumm ist, wo Keiner klagen darf, und wo Jeder nur den Schmerz erfährt,

den er selber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt, wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, diese unerhörte Preßfrechheit des Himmels, uns sehr nahe vor die Augen gestellt. Wie haben sie in Rußland, Oesterreich und Preußen gelächelt, gespottet und geschulmeistert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone und ihr Spott war der Tod — über die wahnsinnige Verblendung des Volks, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten sie vergiften, und die Cholera sei ein Mischmasch des Hasses! Aber die Wahrheit, die mitten in diesem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es sei nur ein schlechtes Handwerkszeug, zum Dienste der Reichen geschaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, sobald es unbrauchbar geworden — diese Wahrheit ist den Spöttern und Schulmeistern entgangen. Geschah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man sie mit Kolbenstößen gezwungen, sich in die Spitäler bringen zu lassen, ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geschah, um der Aengstlichkeit der Reichen zu fröhnen. Haben sie sich denn nicht in allen Zeitungen den Trost zugerufen, haben sie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und

Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Hört, liest denn das Volk solche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, das beruhigt sie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm ist der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, ist für euch die Zeit des Bedenkens vorüber und ihr ruft sie nie zurück. — Genug mich geärgert. In Rußland lebt ein Schäfer, der ist hundert acht und sechzig Jahre alt; aber ein Russe ärgert sich nicht. Er giebt oder bekommt die Knute, überzeugt oder wird überzeugt. So wohl ist uns civilisirten Deutschen nicht. Doch kann es noch kommen.

Freitag, den 2. Dezember.

Ein englisches Blatt theilte kürzlich die Nachricht mit, Lord Gray, der Verfechter der Reformbill, habe Gift bekommen und kränkele dem Grabe zu. Das hätten die Nämlichen gethan, die auch den freisinnigen Canning aus dem Wege geräumt. Vor einigen Tagen wurde ein Mordversuch gegen die Königin Donna Maria gemacht, die mit ihren Eltern im Schlosse Meudon wohnt. Aus einem gegenüberliegenden Hause wurde in das Zimmer der Prinzessin geschossen. Die europäische Aristokratie spielt ein va banque. Desto besser; so werden wir ihrer in einem Satze los. Glauben Sie mir, das ist es auch, wovor die Fürsten sich fürchten. Manche sind gutwillig und würden dem Volke sein Recht gewähren; aber sie kennen ihre Umgebungen, sie kennen zu gut die Freunde des Throns, und wissen recht gut, daß mancher ihrer Schmeichler sich die eigenen Lippen vergiften könnte, um durch einen unterthänigen Handkuß ihren Herrn zu tödten. Sie verdienen ihre Angst. Warum muß man ein Edelgeborner oder Schurke sein, um hoffähig zu werden?

Der Verläumdungs-Prozeß, von dem ich Ihnen gestern geschrieben, ist noch in voriger Nacht entschieden worden. Die beiden angeklagten Zeitungs-

Redaktoren wurden frei gesprochen. Sie haben also Casimir Perrier nicht verläumdet, und die Anschuldigung, daß er die Vorstädter angeworben und bezahlt, um sie gegen die Verräther seines weisen Regierungssystems zu hetzen, wurde gegründet gefunden. Also ist Casimir Perrier verurtheilt, und doch wird er ungestraft bleiben. Er lacht darüber und trägt diese Last noch zu seinen andern Lasten. Der wird nie vergiftet.

Wie es in Frankreich mit der Volkserziehung ist, zeigt folgende schöne Rechnung. Unter 294,975 jungen Leuten, die im vorigen Jahre zur Conscription gezogen worden, fanden sich 12,804, die nur lesen konnten; 121,079 konnten lesen und schreiben und 153,636 konnten weder lesen noch schreiben. 7460 blieben ungewiß. Also mehr als die Hälfte wuchs in der größten Unwissenheit auf. Die jetzige Regierung hat versprochen, dem Uebel abzuhelfen und künftig besser für den Volksunterricht zu sorgen. Wir wollen aber abwarten, ob sie Wort hält. Casimir Perrier kann Fortschritte machen, er kann noch einmal die Jesuiten einholen.

Seit einigen Tagen wird in der Kammer das neue Strafgesetzbuch verhandelt. Die Menschlichkeit hat auch hier endlich Eingang gefunden, wo sie so lange und so unerbittlich ausgeschlossen war. Die

Verletzungen des Eigenthums werden nicht mehr so blutdürstig gerächt. In einigen Fällen wurde die Todesstrafe abgeschafft; auch die Strafen anderer Verbrechen wurden gemildert. Es ist ein Fortschritt, und daß das jetzt in Frankreich, auf dieser großen Eisenbahn der Freiheit und Sittlichkeit, noch überraschen muß! Gestern wurde über die Prangerstrafe gestimmt. Man hat sie beibehalten. Die Menschen haben vor nichts mehr Furcht, als vor ihrer eigenen Vernunft, und sehen sich vor, daß sie ihnen nicht über den Kopf wachse. Ein Deputirter trug darauf an: man möchte den Pranger wenigstens für die Minderjährigen, Greise und Weiber abschaffen. Die beiden ersten Milderungen wurden angenommen, die letzte aber verworfen. Und da fand sich nicht Einer, der die Vertheidigung des armen Weibes übernommen hätte. Ja, mehrere Stimmen riefen spöttisch: Ah! les femmes! Mir that diese Gleichgültigkeit wehe. Der Mann, der seine Ehre verliert, kann sie auf hundert Wegen wieder finden. Sein ganzes Leben ist öffentlich, das Feld der Thaten steht ihm frei. Aber die Frau, deren Schande der Welt gezeigt worden, wie kann sie je die Ehre wieder finden? Je aufrichtiger ihre spätere Tugend, je inniger ihre spätere Reue ist, je verborgener wird sie sich halten, und die Welt, die ihre Schuld erfuhr, erfährt ihre Buße nie.

Wenn man den Greisen und Minderjährigen den Pranger erläßt, sollte man um so mehr die Frauen damit verschonen, welche die Schwäche des Alters und der Kindheit in sich vereinigen. Habe ich nicht Recht? oder verdiente ich wegen meiner Meinung von den Frauen selbst an den Pranger gestellt zu werden?

Der Präfekt von Lyon hat eine Proclamation erlassen, die, wie folgt, beginnt: „Lyonnais, quittez votre deuil et revêtez vos habits de fête, S. A. R. le duc d'Orleans arrive dans nos murs. C'est l'arc-en-ciel qui annonce la fin de l'orage." Lautet das nicht wie deutsch? Könnte man nicht glauben, es wäre in Berlin geschrieben? Von einem Kronprinzen zu sagen: „es ist der Regenbogen," tönt freilich noch etwas familiär und revolutionär — der Deutsche hätte dafür gesagt: Höchstdieselben geruhen ein Regenbogen zu sein — doch übrigens ist gar nichts daran auszusetzen.

Samstag, den 3. December.

Herr Rousseau muß ja seinen Hofrath verdienen, und da war es seine Amtspflicht, den Artikel aus der Börsenhalle mitzutheilen. In der Münchner Hofzeitung habe ich ihn auch abgedruckt gefunden. Ich habe nur immer meine Freude daran, wenn ich wahrnehme, daß die aristokratische Partei nicht einen Schriftsteller von nur erträglichem Talente finden kann, der öffentlich ihre Sache vertheidigt. Heimlich, namenlos mag es zuweilen für Geld geschehen, aber frei hervortretend, eine schlechte Sache zu vertheidigen, hat noch Keiner gewagt, dessen Namen guten Klang hat. Jeder fürchtet, sich verhaßt und lächerlich zu machen. Und so sind es immer einige arme Teufel von verlornem Geiste, die nichts mehr zu verlieren haben, welche dem Adel ihre Fäuste leihen. Zwar gibt es einige Männer von ausgezeichnetem Talente, wie Görres ist und wie Schlegel und Adam Müller waren, die sich gegen den Liberalismus ausgesprochen; aber sie kämpften weder für die Aristokratie, noch für den Absolutismus, sondern für die geistliche Macht, die dem Liberalismus feindlich gegenüber steht.

Habe ich denn behauptet, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt mißhandelt worden? Da ich das Buch nicht habe, bitte ich Sie, die Stelle

genau nachzulesen und mir darüber zu schreiben. Ich kann das unmöglich gesagt haben, weil mir gar nichts davon bekannt ist und ich es auch nicht einmal glaube. Ich habe nur erzählt, wie sich einige Franzosen hier geäußert. Auch habe ich nie geglaubt, daß Marschall Soult, der als Minister im Sinne seiner Regierung friedliche Gesinnung und Friedenszuversicht äußern mußte, an öffentlichem Tische von der Hoffnung der Franzosen, wieder nach Frankfurt zu kommen, gesprochen. Was ich gehört, habe ich Ihnen berichtet, und ich habe es in der guten Absicht drucken lassen, die Frankfurter Regierung aufmerksam zu machen, daß eine Zeit kommen könnte, wo es, mit den Franzosen feindlich zu stehen, der Stadt Schaden bringen möchte, und sie sich daher nicht mehr als sie muß, gegen das französische Volk unfreundlich zeigen solle. Mißverstanden kann man das in Frankfurt nicht haben, und wenn man mich doch getadelt, so war es gewiß aus jener alten engherzigen Philisterei geschehen, deren ganze Weisheit darin besteht, nichts Unangenehmes aufzurühren, sondern den ungesunden Schlamm sich anhäufen zu lassen, lieber als daß man ihn wegführe, und die Nasen der Nachbarn dadurch belästige.

Die Geschichte mit der Gräfin *** werde ich in keine Zeitung bringen lassen. Das hätten Sie nicht

nöthig gehabt mir zu untersagen. Ich werde nie gegen einzelne Menschen als öffentlicher Ankläger auftreten, auch nicht, wenn ich sie für schuldig halte. Was nicht Volksmassen sind oder Menschen, die ganze Massen und allgemeine Interessen repräsentiren, liegt ganz außer meinem Wirkungskreise, denn es liegt außer meiner Pflicht.

Der *** ist nur das Mundstück einer diplomatischen Trompete, das gar nicht weiß, was es bläßt. Hätte ich aber den spielenden Mund selbst vor mir, würde ich ihm sagen: Sie glauben, es wäre mir blos um Geld zu thun! à la bonne heure. Das beleidigt wenigstens meinen Kopf nicht, und mein Herz nimmt so leicht nichts übel. Sie meinen aber auch, mich ärgert, daß ich noch keinen Orden bekommen! Vous n'y pensez pas, mon cher Baron. Ich gäbe den Heiligengeist-Orden, den Hosenband-Orden, die rothen und die schwarzen Adler und wie diese Zeichen der Dienstbarkeit sonst heißen, alle für einen Zahnstocher hin, den ich gerade in diesem Augenblicke nöthig brauche. Außer sie müßten mit Brillanten besetzt sein, für welche ich die Hälfte ihres Werthes bezahlte, weil sie in solcher Fassung die Hälfte ihres Werthes in meinen Augen verlören.

Seien Sie ruhig; Gott selbst rezensirt meine

Schriften; der erste Artikel ist schon erschienen, die Fortsetzung wird bald folgen. Der Bundestag, der sich, so lange er den Weichselzopf gehabt, ganz still, ganz ruhig, ganz warm gehalten; sich die Schlafmütze bis über den Mund herabgezogen; nichts sah, nichts hörte, nichts sprach, nicht an die freie Luft zu gehen wagte — er ist wieder munter geworden, seitdem die Polen besiegt; seit dem Falle Warschau's ist ihm das Herz gestiegen. Die kleinen deutschen Fürsten werden wie die Schulbuben zurecht gewiesen, sie sollten auf die Vollziehung der Karlsbader Beschlüsse künftig besser achten; ein neues Preßgesetz wird angekündigt; die Zensurkommission in Frankfurt hat ihre Mannschaft ergänzt und sich auf den Kriegsfuß gesetzt; die Straßburger Zeitung wurde verboten. Kann man schmeichelhafter von meinen Briefen sprechen? Gerechter Gott! Nicht einmal den Muth hatten sie, eine kleine ausländische Zeitung zu unterdrücken, die ihnen seit dem ersten Tage ihrer Erscheinung wie der Tod verhaßt war, ehe sie die ganze Macht Rußlands zu ihrem Schutze bereit sahen. Jetzt wird man noch an größere Sachen gehen. Und ist man mit den Sachen fertig, sobald man alle Hoffnungen des Vaterlandes niedergerissen, wird man unter deren Schutt hervor auch die Menschen zerren, die in den Gebäuden wohnen, und sie dafür züchtigen,

daß sie zu edel waren, so lange sie die Macht gehabt, sich gegen jede Rache zu schützen. An meinem Schmerze hat wenigstens getäuschte Hoffnung keinen Theil; ich wußte vorher, daß es so kommen würde. Aber die Andern! Der gute, feurige Welker hat zu früh Triumph! gerufen. Diese edeln oder schwachen Männer haben mich ausgelacht, als ich ihnen schon vor neun Monaten sagte: Seht euch vor, ihr werdet betrogen, benutzt die Zeit, seid schnell. Sie haben sich bedacht, als hätten sie die Ewigkeit gepachtet; sie sind den Schneckenweg des Rechts, der zaudernden Ueberlegung bergauf geschlichen und haben in ihrem Vertrauen den Verrath, in ihrer Gründlichkeit den Abgrund gefunden, und haben uns mit hineingezogen. Geschmaust haben sie mit den Edelleuten, gezecht haben sie mit den Ministern, und haben ihre geheimsten Gedanken dem Weine anvertraut, der sie den ewig Nüchternen verrathen.

Warum haben denn die Polen Frankfurt nicht berühren dürfen? War es wegen der Cholera, oder wegen der Freiheit? Die Amnestie des Kaisers Nikolaus gleicht der bekannten Rarität Lichtenbergs. Sie ist ein Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt. Die Gnade! die Gerechtigkeit!

In Berlin haben sie Rottecks Weltgeschichte verboten. O! die Zeit wird kommen, wo sie alle

Weltgeschichten verbieten, und der Natur drei Jahreszeiten streichen. Das ist der Status quo. Was ist der Status quo? So nennen sie jeden Ort, wo sie stehen geblieben, und stünde auch die ganze Welt hundert Meilen weit davon entfernt.

Der König von Baiern läßt sich aus allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes von den Magistratspersonen im Namen der Gemeinde unterthänige Adressen schicken. Dieses papierne Heer soll gegen die rebellische öffentliche Meinung zu Felde ziehen. In einer solchen Adresse aus Wasserburg heißt es sehr naiv: „den ausgesprochenen Grundsatz einer „weisen Sparsamkeit empfangen wir — jedoch ohne „Beschränkung der Allerhöchsten Person im Wohl„thun und im Glanz des Hofes und des Staates, „mit ewigem Danke." Die Wasserburger haben zwar einen schlechten Styl, aber ein gutes Herz. Das ist die Hauptsache. Weiter. Ein Bairischer Staatsbeamte schloß seine Rede, die er bei einer öffentlichen Feierlichkeit gehalten, mit folgenden Worten: Haß und Verachtung jenen Abgeordneten, die es wagten, die Civilliste des Königs zu schmälern. Hu! das ist wahrhaftig melodramatisch.

Sonntag, den 4. December.

Die Sache der Emanzipation der Juden hat auch in der Bairischen Kammer wieder eine deutsche ungeschickte Wendung genommen. Es ist das alte harte Räthsel, an dem ich mir schon fünf Jahre die Zähne stumpf beiße. Die Kammer hatte beschlossen, die Juden sollten den christlichen Staatsbürgern gleichgesetzt werden. Was war nun nach einer solchen Erklärung zu thun? Nichts. Man hatte nur alle Gesetze, welche eine Ungleichheit der Juden aussprechen, aufzuheben. Das war der Stoff einer einzigen Formel, einer einzigen Zeile. Aber was geschah? Nach Beendigung der Debatten beschloß die Kammer: „Se. Majestät den König in ver„fassungsmäßigem Wege zu bitten, vor allen eine „genaue Revision der über die Verhältnisse der jüdi„schen Glaubensgenossen bestehenden Verordnungen „vornehmen und den Entwurf eines auf Beseitigung „der gegründeten Beschwerden der Judenschaft und „die Erleichterung ihrer bisherigen bürgerlichen Ver„hältnisse zielenden Gesetzes den Ständen des Reiches „vorlegen zu lassen." Da verliere Einer die Geduld nicht! Einer deutschen Regierung Zeit zu Verbesserungen geben, das heißt mit dem jüngsten Tage einen Vertrag abschließen. Wozu ins Teufels Namen alle

diese Umständlichkeiten? Wenn die Juden emanzipirt werden sollen, wozu denn noch vorher die langweilige Musterung alter Ungerechtigkeit? Soll man denn die bürgerliche Gesellschaft wie eine Uhr behandeln, die, wenn sie vorwärts soll, nachdem sie lange stehen geblieben, jede versäumte Viertelstunde nachschlagen muß? Darüber sterben ganze Menschengeschlechter in Elend und Kummer. Die Vertheidiger der Juden haben in München so wunderliche Reden geführt als ihre Ankläger. Einer der ersten sagte: die Juden seien zur Zeit ihrer Selbstständigkeit ein tapferes Volk gewesen, und die hartnäckige Vertheidigung von Jerusalem sei mit der von Saragossa zu vergleichen. Aber, gerechter Gott! darauf kömmt es ja hier gar nicht an. Die staatsbürgerliche Gleichheit soll ja den Juden nicht als ein Verdienst, als ein Lohn, sie soll ihnen als ein unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm ist für die Juden, daß der Deutsche in dieser Sache wie immer unter der strengen Regierung seines Herzens steht. Selbst um gerecht zu sein, muß der Deutsche lieben. Nun liebt man aber die Juden nicht. Aber der starke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch sein Herz zu meistern wissen. Sie wissen, wie meines für die Juden schlägt! Und habe ich sie darum nicht doch immer vertheidigt?

Ein und sechzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 8. December 1831.

Von meinen Briefen ist in allen Blättern, sogar in englischen die Rede. Im Constitutionel heißt es unter andern: „C'est le nec plus ultra de la presse allemande libérale. Personne n'a encore osé écrire ainsi. C'est la témérité personnifiée. Nos allemands peu éclairés, ressemblent à un homme longtemps emprisonné et privé de lumières, qui dès qu'on lui ouvre les portes pour le délivrer, est offusqué par la lumière qu'il ne peut supporter.“ Der Temps nennt mich einen „écrivain courageux“ und hebt es heraus, daß ich gesagt: besser einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen mild väterlichen deutschen Fürsten. Der Artikel aus der Börsenhalle geht nach und nach in alle ministerielle und aristokratische Blätter über. Gestern las ich ihn in der Zeitung

von Bern, — ein Kirchhof, wo der Hochmuth von fünf Jahrhunderten begraben liegt, und wo in dieser unserer Mitternacht alle Geister der alten Raubritter herumwandeln und heulen, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Ihr tapfern Ritter, ihr Hofleute in eurer Narrenjacke, erhabene Säulen des Throns, treue Schildträger der Fürsten, brave Dämme gegen das wildbrausende Volk — wo seid ihr denn? Junker, Legationsräthe, Kammerherrn, tretet heraus, tretet hervor, erhebet euch. Höret, wie ein niedriger Knecht euch verhöhnt, euch trotzt! . . Sie sind stumm, und fände sich nicht zuweilen ein Ochse von Bürger, der ihnen aus Dummheit seine gesalzene Zunge liehe, sie würden ersticken vor Wuth. Ich aber habe meine Freude daran, und ich möchte die ganze Junkerei mit mürben Brezeln bewirthen.

———

Freitag, den 9. December.

Ich kann Sie versichern, daß die schönste Posse auf dem Theater mich nie so sehr ergötzt hat, als die Schrift des Eduard Meyer. Und was an der einen Lust fehlte, ersetzte die Schadenfreude. Ich dachte bei mir: welch' eine Sache muß es, welche Menschen müssen das sein, die solche Beschützer suchen und nur solche finden! Auch habe ich bei dieser Gelegenheit einem theilnehmenden, aber von dem gegen mich erregten Lärm etwas betäubten Manne geschrieben: „So sind Eure Vertheidiger, so ist' Eure Sache, so seid Ihr selbst!" Wenn Sie in meinen Worten etwas Wehmüthiges gefunden, so ist der gute Eduard ganz unschuldig daran. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals geschrieben; aber es kann wohl sein, daß ich bei diesem Anlasse einen trüben Blick in unser trübes Vaterland geworfen und daß mich das etwas bewegte. Den Alexis Häring, den schicken Sie mir ja sobald als möglich; der erspart mir funfzig Sous und fünf Stunden Zeit für ein Boulevard Theater. Ich kenne ihn von Berlin her, es ist ein ungesalzener Häring. Vor meiner Rache ist er sicher. Wäre er ein Milchner, salzte ich ihn vielleicht; aber solch einen Rogner kann ich zu gar nichts brauchen. Auch würde

ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehstalle zu nahe zu kommen. Ich bin kein Herkules, und dessen Keule war es auch nicht, die das Wunder gethan. Die Pleiße aber ist so dumm und flach, daß nur ein Paar Schnupftücher damit zu reinigen sind. Guter Gott! Wenn man diese Menschen erst persönlich kennt, dann ist man gar entwaffnet und wehrlos. Dieser Willibald Alexis — pfui, es ist mir, als sollte ich mit Rühreiern Krieg führen. Ein platter, abgeschmackter Osterfladen, eingeschrumpft und altbacken, wie er am zweiten Pfingsttag aussehen und schmecken würde ... Nun, wie gefalle ich Ihnen? Habe ich nicht schon viel profitirt von meinem Eduard? Also den Häring schicken Sie mir.

Die schönen Frankfurter Mädchen werden sich wohl zu trösten wissen, wenn sie in keiner Leihbibliothek meine Briefe werden bekommen können. Clauren ersetzt mich ihnen vom Samstag Abend bis Montag Morgen. Die andern Leser werden Mittel finden, sich das Buch auf andere Art zu verschaffen. Funfzig Thaler Strafe! das ist ein starkes Lesegeld! Mir fällt dabei nur immer ein, daß in Frankfurt, Hamburg und andern deutschen Landen, wo man nie nach Thalern rechnet, doch immer nach Thalern bestraft wird. Das beweist, daß man Gesetze in Anwendung bringt, deren Form wie deren Geist

veraltet ist. So wäre denn mein Buch in Deutschland vogelfrei erklärt. Das war gar nicht nöthig, ich habe es ja selbst gethan. Frei wie ein Vogel, sollte es in den Lüften schweben, erhaben über dem stinkenden Nebel der Polizei und dem feuchten Dunstkreise angstischwitzender Bürger. Es wird schon herabpfeifen durch Nebel und Dunst, und sieht man es auch nicht, wird man es doch immer hören.

Die Affen-Kultur hat hier seit der letzten Revolution große Fortschritte gemacht. Sonst beschränkte sich die Kunstfertigkeit der Affen auf den Schauplatz der ebenen Erde. Sie tanzten, zogen den Hut ab, zerrten die Mädchen an den Röcken, putzten den Herren die Stiefel, und forderten höflich Geld ein. Das war alles gut und einträglich. Doch entging den armen Savoyarden die Theilnahme und das Soustück der Hausbewohner, die in den obern Stocken wohnten und nicht gerade am Fenster lagen. Jetzt aber haben sie die Affen abgerichtet, an langen Stricken festgehalten die Häuser hinaufzuklettern, auf den Geländern der Balkone herum zu spazieren, vor das Fenster zu springen und an die Scheiben zu klopfen. Diese geniale Industrie ist höchst ergötzlich. Doch muß ich sagen, daß es oft eine unangenehme Ueberraschung für die Leute im Zimmer sein mag. Denken Sie sich, eine junge schöne Dame säße auf

dem Sopha neben ihrem Vetter, durchblätterte mit ihm les feuilles d'automne von Hugo, und wäre sehr zerstreut — und jetzt pochte plötzlich ein garstiger Affe an das Fenster und guckte neugierig und spöttisch in das Zimmer hinein — das wäre ja ein größerer Schrecken, als wenn der Mann unerwartet aus dem Komptoir wieder heraufkäme, weil er seine Brille vergessen. Ich begreife nicht, wie die Polizei solche Friedensstörung dulden kann; es müßte denn sein, daß sie selbst die Affen zu Hausspionen angestellt. Es wäre gar nicht unmöglich. So ein Affe hat Verstand genug dazu.

Zwei und sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 14. December 1831.

Gestern hat sich Mauguin mit dem Deputirten Viennet geschlagen. Mauguin vergaß sich und nannte die Kammer eine ministerielle; Viennet, selbst ein Ministerieller, vergaß sich auch und nannte den Mauguin einen schamlosen Menschen. Das beleidigte ihn, und er forderte Viennet. Ich finde es aber lächerlich, daß er einen Vorwurf, den er Andern gemacht, nicht selbst annehmen wollte. Darauf wurden zwei Pistolen geladen, und mit nicht mehr und nicht weniger als zwei Schuß Pulver wurden zwei Ehren wieder hergestellt. In England und Deutschland wird so etwas gewöhnlich mit mehr Ernst betrieben, hier aber wird oft eine Komödie daraus gemacht; denn ich vermuthe sehr, daß man falsch ladet. Wäre ich Sekundant, ich thäte eine gute Kugel hin-

ein. Zwar wäre der Welt mit einem Narren weniger nicht geholfen; aber ich thäte es aus Bosheit.

Meine Pariser Briefe sind jetzt bei den hiesigen Buchhändlern angekommen, und ich habe sie gelesen mit einer Ruhe und einer Gleichgültigkeit, mit der man die Rechnung eines Schneiders liest, wenn, um sie zu bezahlen, es weder an Geld noch gutem Willen fehlt. Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich sie heute schriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch blässer machen. Grob sind sie freilich, wie man sie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menschen ihnen so nahe treten, und sie durch die Brille betrachten? Sie sind grob, wie Fresko-Gemälde sind und sein müssen, die in einiger Entfernung angeschaut werden sollen. Auf der frischen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge schnell der entschlossenen Hand nachstürzen, durften nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachschleichen. Dem Volke, das in weiten Kreisen umhersteht und kein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es gerade mit dem rechten Maße in die Augen. Wie freue ich mich, daß mir das gelungen; wie froh bin ich, daß ich der pastellfarbigen Artigkeit entsagt, die den verzärtelten Diplomaten so gut gefällt, weil sie es weglächeln, sobald es ihnen nicht mehr behagt. Nein, diesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre Em-

pfindung gezogen, und das wird Früchte tragen; denn selbst für ihre eigenen Felder ist die Saat nicht in ihrer Hand — Gott sorgt dafür. Daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides ist mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache.

Heine hat gegen die zwei Hamburger Künstler Meyer und Wurm, die noch freskoartiger gemalt als ich selbst, einen Artikel geschrieben. Gelesen habe ich ihn nicht, er sprach mir blos von seinem Vorsatze. Es war ihm aber gar nicht darum zu thun, mich zu vertheidigen, sondern sich selbst, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindische Eitelkeit; er kann nicht den feinsten, ja nicht einmal den gröbsten Tadel vertragen. Er sagte mir, er wolle jene Menschen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig sein. Zwei Spatzen weniger in der Welt, das hilft zwar nichts, kann aber doch nichts schaden. Den Artikel schickte er an Cotta für die Allgemeine Zeitung; nun schrieb ihm dieser zurück: Es möchte doch seine Bedenklichkeit haben, eine Schrift zu vertheidigen, worin mit ausdrücklichen Worten stände, jedes Volk dürfe seinen König absetzen, sobald ihm seine Nase nicht mehr gefiele. Geduld, himmlische Geduld! Was fange ich nun mit solchen Menschen an, die ganz ernstlich glauben,

ich hätte den Völkern gerathen, ihre Fürsten zu verjagen, sobald sie mit deren Nasen unzufrieden würden? Wie würde es mir ergehen, wenn ich gegen solche Anschuldigungen mich vor deutschen Richtern zu vertheidigen hätte? Wenn ich sagte: Meine Herren, Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten sie mir vielleicht. Was würde mich das aber nützen? Sie würden erwiedern: Sie hätten aber bedenken sollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leser schreiben, sondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke liest, die, keiner Ueberlegung fähig, sich nur an den Wortverstand halten. Zu dieser Bemerkung würde ich schweigen, und sagen: laßt mich in das Gefängniß zurückführen. Alles Reden wäre doch vergebens. Stünde ich aber vor einem deutschen öffentlichen Gerichte, wären Geschworne da, und säße Volk auf den Gallerien, würde ich mich, wie folgt, vertheidigen: „Meine Herren! Der Deutsche ist ein Krokodill (Allgemeines Geschrei des Unwillens. Krokodill! Krokodill! zur Ordnung, zur Ordnung!) ... Meine „Herren, der Deutsche ist ein Krokodill. (Zur Ordnung, zur Ordnung! Der Präsident: Sie mißbrauchen das Recht der Vertheidigung ....) Meine „Herren, der Deutsche ist ein Krokodill — aber ich „bitte Sie, lassen Sie mich doch zu Ende reden.

„Wenn ich sage, der Deutsche ist ein Krokodill, so „meine ich gewiß nicht damit, der Deutsche sei ein „wildes, grausames, räuberisches Thier wie das Kro- „kodill, und weine heuchlerische Kindesthränen. Ich „denke gerade das Gegentheil. Der Deutsche ist „zahm, gutmüthig, räuberlich, aber gar nicht räu- „berisch, und weint so aufrichtige Thränen, als ein „Kind, wenn es die Ruthe bekömmt. Wenn ich das „deutsche Volk ein Krokodill genannt, so geschah es „blos wegen seiner Körperbedeckung, die ganz der „eines Krokodills gleicht. Sie hat dicke harte „Schuppen, und ist wie ein Schieferdach. Was „Festes darauf fällt, prallt ab, was Flüssiges, fließt „hinunter. Jetzt denken Sie sich, meine Herren, Sie „wollten ein solches Krokodill thierisch magnetisiren; „zweitens, um es später von seinen schwachen Ner- „ven zu heilen; erstens, um es früher hellsehend zu „machen, daß es in sein Inneres hinein schaue, seine „Krankheit erkenne, und die dienlichen Heilmittel er- „rathe. Wie würden Sie das anfangen? Würden „Sie mit zarter gewärmter Hand auf den Panzer „des Krokodills herumstreicheln? Gewiß nicht, Sie „wären zu vernünftig dazu. Sie würden begreifen, „daß solches Streicheln auf das Krokodill so wenig „Eindruck machte, als auf den Mond. Nein, meine „Herren, Sie würden auf dem Krokodill mit Füßen

„herum treten, Sie würden Nägel in seine Schup-
„pen bohren, und wenn dies noch nicht hinreichte,
„ihm hundert Flintenkugeln auf den Leib jagen. Sie
„würden berechnen, daß von dieser großen angewen-
„deten Kraft neun und neunzig Hunderttheile ganz
„verloren gingen, und daß der Hunderttheil, der
„übrig bliebe, gerade die sanfte und bescheidene Wir-
„kung hervorbrächte, die Sie bei Ihrem thierischen
„Magnetisiren beabsichtigen. So habe ich es auch
„gemacht. Wäre aber das deutsche Volk kein Kro-
„kodill, sondern hätte es eine zarte Haut, wie die
„schöne Fürstin von ***, dann hätte ich ihm nicht
„gesagt, es dürfe einen Fürsten vertreiben, der eine
„unangenehme Nase hat, sondern ich hätte wie folgt
„mit ihm gesprochen: „„Die Fürsten — mag sie
„nun Gott oder der Teufel, oder mögen sie sich selbst,
„mag die weise Vorsehung, oder mag der Narr Zu-
„fall sie eingesetzt haben — sind bestimmt, die Völ-
„ker, welche ihnen anheim gefallen, nicht blos mit
„Gerechtigkeit, sondern auch mit Weisheit, nicht blos
„mit Weisheit, sondern auch mit Stärke, nicht blos
„mit Stärke, sondern auch mit Milde zu regieren.
„Wo sie dieses nicht thun oder nicht vermögen; wo
„sie das Recht schmählich verletzen, ihren eignen
„Sünden oder denen ihrer Lustgesellen zu fröhnen;
„wenn sie statt der ernsten Stimme der Klugheit den

„Possenliedern der Thorheit ihr Ohr hingeben; wenn „sie zu schwach oder zu feige sind, den Verführungen „und Drohungen fremder Fürsten zu widerstehen; „wenn sie jedes Vergehen als eine Beleidigung ihrer „Macht blutig und tückisch rächen — ein so mißhan- „deltes, so mit Füßen getretenes Volk darf und muß „seinen verbrecherischen Fürsten vom Throne stoßen „und aus dem Lande jagen."" Hätte ich aber so „mit dem deutschen Krokodill gesprochen, wie viel von „meinen Worten wäre in sein Inneres gedrungen? „Wenig, Nichts, ja weniger als Nichts. Ein Defi- „zit des Widerstandes wäre dabei herausgekommen, „und das Krokodill hätte meine Lehre so gedeutet: „einem Fürsten, der despotisch regiere, müsse man „die Civilliste verdoppeln. Darum sagte ich „ihnen: ihr dürft jeden Fürsten verjagen, sobald euch „seine Nase nicht mehr gefällt. Deutsche Gutmüthig- „keit bringt von solcher Lehre neun und neunzig „Hunderttheile in Abzug, und dann bleibt gerade so „viel übrig, als ihnen zu wissen gut ist, als ich ih- „nen beizubringen mir vorgesetzt" . . . (Allgemeines Beifallklatschen). Der Präsident: Alle Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit sind untersagt; wenn die Ruhe noch einmal gestört wird, werde ich den Saal räumen lassen . . . . Darauf ziehen sich die deutschen Geschwornen in ihr Zimmer zurück.

Nach zehn Monaten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten treten sie wieder in den Saal, und erklären den Angeklagten für nicht schuldig. Todesstille. Die Geschwornen sehen sich um, und werden bleich. Während ihrer Berathschlagung waren Angeschuldigte, Richter, der Prokurator des Königs, der Vertheidiger, sämmtliche Advokaten und Zuhörer, alle Hungers gestorben und schon in Fäulniß übergegangen. Diese traurige Geschichte hatte in Deutschland großes Aufsehen gemacht, und Herr von Kamptz in Berlin benutzte sie geschickt und ließ in Jarke's antirevolutionairem Tendenzblättchen einen Aufsatz drucken, worin er aus der neuesten Erfahrung bewies, daß ein Schwurgericht für Deutschland gar nicht passe.

Sie aber, Sie, was halten Sie davon? Finden Sie nicht, daß ich Recht habe? Aber mein Gott! Sie haben gar nicht Acht gegeben. Sie waren zerstreut und ich weiß auch warum. Während meiner langen Rede haben Sie an nichts gedacht, als wer die Fürstin sei, deren schönen Teint ich gelobt. Ich werde mich wohl hüten, das zu gestehen. Indem ich es verschweige, werden alle deutsche Prinzessinnen die Schmeichelei auf sich beziehen, und ich werde dadurch sechs und dreißig regierende Herzen gewinnen, welches mir sehr nützlich sein kann, wenn

ich einmal früher oder später in die rauhen Fäuste irgend einer deutschen Polizei plumpe.

— Gestern habe ich einem Welt-Essen beigewohnt. Nicht einem Essen, wo, wie in manchen Ländern Europa's, die Welt von wenigen Mäulern gespeist wird; sondern wo die Welt durch ihre Repräsentanten selbst speist. Ich habe Nord- und Südamerikaner, Egyptier und Ostindier, Schweden, Polen, Franzosen, Engländer, Deutsche, Schweizer, Italiener um einen Tisch versammelt gesehen. Nur Russen waren keine da; denn diese, mit den Markknochen der Polen angenehm beschäftigt, verschmähen jetzt die magern Beefsteaks von gewöhnlichen Ochsen. Herr Jullien, Herausgeber der bekannten Revue enciklopädique, versammelte seit vielen Jahren seine Freunde und die es werden sollen — das will sagen alle Welt — monatlich einmal zu einem encyklopädischen Diner. Die Gesellschaft ist gewöhnlich mehr als hundert Personen stark; gestern aber waren es höchstens dreißig. Ihnen die kleinen Götter, die berühmten Polen, Italiener, Franzosen zu nennen wäre zu weitläufig; die berühmten Frankfurter herzuzählen wäre kürzer, aber das verbietet mir die Bescheidenheit. Von europäischem Rufe war nur ein einziger Mann gegenwärtig, Sir Sidney Smith, dessen Biographie Sie im Conversations-

lexikon finden. Er ist ein schöner und für sein Alter noch rüstiger Mann, und, was an einem Seehelden auffällt, er hat ganz die Art und Haltung eines feinen Parisers. Der würde nie, wie Jean Bart, Taback im Vorzimmer eines Königs rauchen. Ich habe mich sehr unterhalten. Aber, mein Gott, ich erstaune über die Menschen, welchen in Paris nicht aller Ehrgeiz zu Ekel wird. Diese Stadt ist eine Kloake des Ruhms, die ihn auf dunkeln und schmutzigen Wegen in den nächsten Bach schwemmt, worin er immer weiter und weiter, bis in das Meer der Vergessenheit fließt. Sidney Smith wohnt seit vielen Jahren in Paris. Seine Tochter wohnt auch hier und ist an den Baron Delmar (Ossianischer Name), einen getauften Juden und geadelten Lieferanten aus Berlin, verheirathet. Man erzählte mir von ihm, daß er nur Personen vom höchsten Stande empfange, und man, um in seinem Hause Zutritt zu erhalten, mehr Ahnen bedürfe, als man ehemals von einem deutschen Domherrn forderte. So ist es aber in allen Ländern; christlicher Adel und jüdisches Geld haben eine unglaubliche Affinität gegen einander, und darum ist die Faubourg St. Germain jeder Residenz eigentlich eine Vorstadt Jerusalems.

Ein junger Mensch aus Genf ließ, als er meinen Namen hörte, sich mir vorstellen, und äußerte:

er habe schon längst den Wunsch gehabt, mich kennen zu lernen. Sie wissen ja, wie ich bei solchen Gelegenheiten mit meinem Pagodenkopf wackele; ich lache mich immer selbst aus, und erst später den Andern. Der junge Neugierige nahm bei Tische seinen Platz neben mir. Ich fragte ihn, wie es ihm in Paris gefiele? Er erwiederte: Die Politik verleide ihm seinen ganzen Aufenthalt. Ich stutzte; doch weiß ich mich leicht in solche Denkungsart zu finden. In meinem eignen Kopfe ist eine große Landstraße ganz mit dieser Gesinnung gepflastert. Ich erwiederte: ja wohl wäre es traurig, daß Politik, Regierung, Staat, Gesetz, Freiheit, Alles nur Werkzeuge, das Glück der Menschen zu bereiten; Alles nur Wege, sie zur Kunst, Wissenschaft, zum Handel, zu häuslichem Glücke, zu brüderlicher Gesellschaft, zum Vollgenusse des Lebens zu führen — daß diese Werkzeuge mit dem Kunstwerke selbst, daß die Wege mit dem Ziele verwechselt werden; daß man vor lauter Arbeiten es zu keiner Arbeit bringt; daß die grausamen Kriege der Regierungen gegen ihre Völker und die thörichten Völker unter sich selbst alle Kräfte der Menschheit verzehren; daß die letzte Verwünschung den letzten Athemzug ausgeben und der Frieden Keinen mehr finden wird, der ihn genießt. Aber zu diesem Standpunkte der Betrachtung folgte mir der junge

Mann nicht; die Politik war ihm zuwider, wie dem Dichter Robert in Baden-Baden. Darüber verwunderte ich mich. Ich fragte ihn, ob er in Paris studire und was? Er erwiederte, daß er sich der deutschen Philosophie ergeben, und jetzt beschäftigt sei, ein Werk von Schelling ins Französische zu übersetzen. Er kannte die ganze philosophische Literatur der Deutschen, sogar die Werke Carove's, des Biographen Gottes. Im nächsten Frühling will er nach München gehen. Also das war's! Es ist nicht nöthig, daß ich mich hierüber auslasse; ich habe das schon oft besprochen. Als ich ihm einmal Salat präsentirt, der noch nicht angemacht war, dachte ich: Als deutscher Philosoph hätte er es vielleicht gar nicht bemerkt.

Beim Dessert wurden wie üblich Toaste ausgebracht. Zuerst: à l'union des peuples! Dann wurden alle Völker durchgetrunken. Zuerst die Polen. Herr Jullien kündigte an, die Gesellschaft würde den Generalen Romarino, Langermann und Schneider und der Gräfin Plater, der polnischen Amazone, die in diesen Tagen hier ankommen würde, im nächsten Monate ein Fest geben. Darauf stand ein junger Pole auf, Herr von Plater, Vetter der Gräfin, und dankte im Namen seiner Nation. Endlich kam auch die Reihe an die Deut-

schen — ganz zuletzt. Herr Jullien trank aber nicht auf die Gesundheit des ganzen deutschen Körpers, sondern nur auf die seiner schwachen Füße, auf das Wohl de cette partie de l'Allemagne, welche Freiheit habe, fordere, vertheidige. Ich, *** und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anwesenden Deutschen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenick und schwieg. Mir durfte zu reden gar nicht einfallen, weil ich schlecht Französisch spreche. Aber ***, der es gut spricht, forderte ich auf zu antworten. Doch er schwieg. Und er schwieg nicht allein, er wurde noch roth als hätte er gesprochen. Stumm und roth wie ein Krebs! Ich schämte mich — nein, das ist das rechte Wort nicht — es schmerzte mich. Und warum habe ich nicht gesprochen? Der Pole vor mir sprach viel schlechter Französisch, als ich. Und mir war das Herz so voll, daß ich eine ganze Stunde hätte sprechen können, und ich hätte vermocht, Alles so schnell niederzuschreiben, als es hätte gesprochen werden müssen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Aengstlichkeit entschuldigt, aber das Gefühl derselben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräsentirt ein Vaterland, sein Volk steht hinter ihm, was er spricht sind nicht Worte, er berührt Tasten, die Thaten wieder-

klingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man sieht das weit entfernte Land. Aber was repräsentire ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich stehe allein, ich bin ein Lakai und trage, wie alle Deutsche, die Livrée des Grafen von Münch-Bellinghausen. Man hätte mich als einen Schriftsteller, als einen Redner beurtheilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder schlecht gesprochen, wie einen Schauspieler beklatscht oder ausgepfiffen. Da stockt das Blut, da steht die Zunge still. Mag sich schämen, wem es zukömmt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte gesprochen von den Sygambern und Cheruskern, von den Katten und Franken, von Allemanen, Friesen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomanen, Bajoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte gesprochen — von Gauen, von Hermann dem Cherusker, vom Teutoburger Wald, von Marobodäus und den Hohenstaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deutschen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die sind nicht weit her.

Bei Tische wurde auch angekündigt, daß eine aus polnischen und französischen Gelehrten gebildete Gesellschaft den Vorsatz gefaßt, alle classischen Schriften der Polen, etwa funfzig bis sechzig Bände, in das Französische zu übersetzen, um mit dem Ertrage

des Werkes die dürftigen Polen zu unterstützen. Gewiß, die Franzosen haben eine gute Art, wohlzuthun. Die Rauhheit ihrer Regierung gut zu machen, thut das auch Noth. Schmach und Unglück über die heuchlerischen Erbschleicher der Julirevolution! Keiner der vertriebenen Polen darf nach Paris; sie werden wie Vagabunden auf vorgeschriebenen Wegen nach dem südlichen Frankreich gewiesen, und dort unter Aufsicht der Polizei gestellt. Man will sie an das Mittelländische Meer führen, um sie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienste zu nehmen. Afrika oder Sibirien — diese Wahl giebt ihnen Louis Philipp! Um diesen Preis erkauft sich der Krämer Perrier den Bruderkuß des Grafen von Nesselrode!

Vor einigen Tagen hat man einen Menschen festgenommen, der vor dem Theater sich an den Wagen des Königs zu drängen suchte. Man fand Pistolen und einen Dolch bei ihm. Mag nun sein, daß die Polizei diesen Menschen abgerichtet, um den König zu schrecken, und zur Tyrannei zu führen; oder mag ernstlich ein Mordversuch stattgefunden — beides sind schlimme Zeichen. Dieser König leidet an einem bösen innern Geschwüre und er wird nie mehr gesunden.

Freitag, den 16. December.

Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Oehler, wovon die heutigen Blätter sprechen? Lassen Sie mir doch durch *** über die Sache genau berichten und der Wahrheit gemäß. Es heißt, der Oehler habe schwören müssen, daß er nie darüber sprechen wolle, aus welchem Grunde er arretirt worden sei. Das ist eines der teuflischen Mittel, welche deutsche Regierungen seit fünfzehn Jahren oft angewendet, ihre verborgenen Missethaten mit ewiger Nacht zu bedecken. Ein Thor und ein pflichtvergessener Mensch, wer einen solchen abgefolterten Eid hält! Es ist der Eid, zu dem ein Räuber mit gezücktem Dolche uns zwingt, daß wir seine Missethat nicht verrathen, damit er ferner ungestört rauben und morden könne. Jeder gute Bürger ist es seinem Vaterlande, dem mißhandelten Rechte, dem beleidigten Himmel schuldig, an den Tag zu bringen, was gottvergessen im Dunkeln waltet, und einen Eid zu brechen, der ihn zum Mitschuldigen einer Schandthat macht und ihn an die Sünder kettet. Wie! Könige haben den Eid gebrochen, den sie ungezwungen der Freiheit geschworen, und ein Bürger sollte verpflich-

ttet sein, zum Vortheile der Tyrannei einen Schwur zu halten, den ihm die grausamste Gewalt abgepeinigt? Nimmermehr. Das fordert der Himmel nicht, ja das weist er zurück.

Drei und sechzigster Brief.

Paris, Samstag, den 17. December 1831.

Meine Briefe, wie ich gestern hier vom Buchhändler hörte, werden besonders viel von Engländern gekauft. So wäre ja die Zeit schon gekommen, die ich vorher gesagt, wo die neugierigen Reisenden, ihre Antiquités de l'Allemagne in der Hand, unser Vaterland besuchen. Die Engländer sind hier wie immer voraus; ich bin ihr Vasari, sie kaufen mich und stecken mich in die Tasche.

Ich glaube es nimmermehr, daß Herr von Nagler gesagt hat: dieser Dr. Börne verdiente, daß man ihm fünf und zwanzig aufzählte. Ich kenne Herrn von Nagler sehr genau; ich habe vor einigen Jahren in Schlangenbad ihm täglich das Essen bringen sehen; es ist nicht möglich, daß ein Edelmann die Gesinnung eines Lakaien habe, daß

ein Minister wie ein Stallknecht spreche. Indessen habe ich doch für den möglichen Fall, daß es wahr sei, dem Herrn von Nagler die fünf und zwanzig Stockprügel in Rechnung gesetzt, und ich werde sie ihm früher oder später vergüten.

Die Pariser Briefe hat der Buchhändler hier schon alle verkauft. Sie werden in das Englische übersetzt. Dagegen habe ich nichts. Geist und Sprache der Engländer weiß sich mit allem Deutschen innigst zu verschmelzen. Aber die französische Uebersetzung, an die man auch denkt, würde ich hintertreiben, wenn es in meiner Gewalt stünde.

In der Nürnberger Zeitung, ein Unter-Blättchen, wo die Hühneraugen und Frostbeulen der ärmsten Teufel von Schriftstellern sich versammeln, heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Börne's „Briefe aus Paris, die hier großes Aufsehen gemacht, „wurden allgemein mit Verachtung und Abscheu aufgenommen und es ist erstaunlich, wie „dieser Börne, der sonst bei den Berlinern so hoch „gestanden, plötzlich so tief sinken konnte." So oft ich solchen Bettelvogt-Styl lese, bekomme ich die größte Lust, einmal gegen mich selbst zu schreiben, um den armen deutschen Ministerial-Kanzlisten zu zeigen, wie man lügen könne, ohne sich lächerlich zu

machen. Ich weiß es besser, wie ich in Berlin gewirkt. Für gar viele war ich ein Pfropfenzieher, und mancher eingeschlossene Geist ist hoch hinauf bis an die Decke gesprungen, nachdem ich ihn von der Angst des Eisendrahts befreit.

Montag, den 19. December.

Neulich war ich im Theâtre de la Gaité, welches ich früher noch nie besucht. Seitdem haben Wind und Frost meine Augen wieder getrocknet; denn wahrhaftig, gleich darauf hätte ich Ihnen gar nicht davon schreiben können. Nie in meinem Leben habe ich so viel geweint, als in diesem Théâtre de la Gaité. Ich hatte mich nicht vorgesehen, hatte meine Augen nicht verriegelt, und jetzt stürzte die spitzbübische Rührung herein und raubte allen Verstand in meinem Kopfe. Dieses Theater ist das vornehmste unter den gemeinen, unter den Boulevard-Theatern. Das volle Haus gewährte einen wohlthuenden, sanft erwärmenden Anblick, und nie habe ich mich zwischen den Akten so behaglich gefühlt als hier. Das Aufziehen des Vorhanges störte mich jedesmal. Die Zuschauer gehörten alle zu den niedern Bürgerklassen, die den Mittelstand von dem Pöbel trennen. Meistens Weiber und Mädchen, sehr wenige Männer. Sie trugen alle weiße Häubchen. Sie können sich nichts Lieblicheres denken. Alle Gallerien rund umher, von oben bis unten und das ganze Parterre, waren weiß. Ich wußte vor lauter Wohlgefallen gar nicht, womit ich diesen schönen Anblick vergleichen sollte. Bald erschien es mir wie

ein beschneiter Wald; bald wie ein Bleichgarten, wo die Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist; bald wie eine Heerde (aber gutmeinender) Gänse; bald wie eine Lilienflur, auf welcher die wenigen vornehmen und farbigen Hüte als Tulpen hervorstanden. Jetzt war zu bewundern der Fleiß und die Aufmerksamkeit dieser Zuschauerinnen den ganzen Abend. Diese guten Mütter und Töchter sind nicht abgestumpft, sie gehen selten in das Theater und sehen wohl nur einmal das nämliche Stück. Sie kommen mit einem tüchtigen Hunger und wollen sich satt hören und sehen. In der Mitte der ersten Gallerie, ganz genau in der Mitte, wo bei uns die Prinzessinnen sitzen, saß, wie ein Solitair in einem Ringe, ein Marktweib, fleischig, rothwangig, mit Armen wie junge Tannen. Ich konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte ihre verschränkten Arme auf die rothgepolsterte Lehne gelegt und starrte regungslos fünf Stunden lang mit durchbohrender Aufmerksamkeit nach der Bühne hin. Es war, als hätte sie die Worte schockweise gekauft und bezahlt, und zählte ängstlich nach, ob sie keines zu wenig bekomme. Und jetzt das allgemeine Weinen! Nein, einen solchen Augenbruch habe ich nie gesehen. Wer Augen hatte, weinte; wer ein weißes Schnupftuch, trocknete seine Thränen; wer ein farbiges (das ist keine Er=

findung) ließ sie fließen. Ich selbst, als ich mich umhergesehen, und wahrnahm, wie wenige Menschen im Hause waren, die das Recht hatten mich auszulachen, weinte auch. Der Polizei-Kommissär des Theaters, der neben mir saß, sah mich recht freundlich und gutmüthig an und dachte wohl bei sich: gäbe es doch keine schlimmere Volksbewegung als diese, dann wäre es ein Vergnügen, Polizei-Kommissär im quartier du Temple zu sein! Warum haben wir so viel geweint? Sie sollen es erfahren. Vorher aber ziehen Sie auf eine Viertelstunde einen Ueberrock an, setzen einen runden Hut auf — kurz — ich bitte Sie, machen Sie mir durch weibliche Bedenklichkeiten die Arbeit nicht so sauer. Ich habe wenig Zeit; Europa wartet auf mich.

Das Drama heißt: Il y a seize ans; den Stoff mögen sie wohl aus Deutschland geholt haben; aber die Bearbeitung scheint eigenthümlich. Sie ist gut genug, und für Paris von einer seltenen Vollendung. Ich habe nie ein Schauspiel gesehen, das, ohne den geringsten Kunstwerth zu haben, doch eine theatralische Wirkung hervorbringt, der man sich den andern Tag nicht zu schämen braucht. Hören Sie! Amalie, die Tochter des Grafen von Clairville, 32 Jahre alt — vergessen Sie dieses Alter nicht; sind es doch nur Jahre einer Andern! — wird gleich bei

ihrem ersten Auftreten als ein höchst liebenswürdiges, höchst achtungswerthes Frauenzimmer erkannt. Sanft, bescheiden, von der zartesten weiblichen Sittsamkeit, hat ihr das reifere Alter nichts genommen, als die Leidenschaftlichkeit, mit der man in der Jugend jedes Leid erträgt, und der unvermählte Stand ihr nichts gegeben, als einen Reichthum von aufgesparter Liebe. An dem Tage, wo wir sie kennen lernen, erwartet sie den Baron von Saintval, den ihr bestimmten Gatten, um sich mit ihm zu verloben. Der Baron ist vierzig Jahre alt und ist nicht blos ein untadelhafter Mann, sondern auch ein Mann von den angenehmsten und schätzenswerthesten Eigenschaften. Die Gräfin erkennt seinen Werth, aber sie fühlt keine Liebe für ihn. Sie liebt nicht einen Andern, sie hat nie geliebt. Doch sie hat eine tiefe Abneigung gegen die Ehe, und nur um ihren Vater vor Verarmung zu schützen, in die ihn ein erlittener Unglücksfall zu stürzen droht, reicht sie dem reichen Baron die Hand. Es ist aber hier keiner von den gemeinen Händeln, wo ein pflichtvergessener Vater das Glück und die Seligkeit seines Kindes seiner eigenen Behaglichkeit aufopfert und wo ein unerfahrenes, pflichtmißdeutendes Kind ein solches Opfer bringt; sondern es findet ein edleres Verhältniß statt. Graf Clairville hatte im Jahre 1814, als der Feind nach Frankreich kam, von dem alten Baron

Saintval eine halbe Million in Papieren anvertraut bekommen. Er verschloß das Portefeuille in eine geheime Schublade seines Sekretairs, und von dort wurde es ihm auf eine unerklärliche und unerklärt gebliebene Weise entwendet. Der alte Baron starb unterdessen; Keiner wußte von dem anvertrauten Vermögen, nicht einmal der Sohn des Barons. Aber Graf Clairville verkannte keinen Augenblick die Stimme der Ehre und der Pflicht und beschloß, mit Aufopferung seines ganzen Vermögens dem Erben seines verstorbenen Freundes den Verlust zu ersetzen. Doch durfte ihn seine Verarmung in alten Tagen und die Hülflosigkeit seiner Tochter schmerzen, und als der Baron um deren Hand anhielt, ihm erlaubt sein, ihre Abneigung gegen die Ehe zu überwinden, um seine Pflicht mit seinem Vortheile zu vereinigen.

In dem Hause des Baron Clairville und unter dem Schutze der Tochter lebte ein 16jähriger Knabe, Namens Felix. Die Gräfin hatte ihn als Findelkind aufgenommen und ihn erzogen. Sie war dem Knaben mit mütterlicher Liebe zugethan, und dieser hing an ihr mit der zärtlichsten Neigung eines Sohnes. An dem Tage, der zu ihrer Verlobung bestimmt war, sehen wir die Gräfin in der heftigsten Gemüthsbewegung. Sie hat den unvermeidlichen Entschluß gefaßt, den Knaben vor Ankunft ihres Verlobten aus

dem Hause zu entfernen. Sie ruft Felix herein, drückt ihn mit Schmerz und Liebe an ihre Brust und kündigt ihm an, er müsse sie verlassen. Der Knabe jammert verzweiflungsvoll. Die Gräfin kann nicht anders — den Knaben zu beruhigen, ihm die Nothwendigkeit seines harten Geschicks zu erklären, ihr eigenes Herz zu rechtfertigen, muß sie ihm gestehen, daß sie seine Mutter sei. Jetzt vermähle sie sich; ihre Ehre, ihr Glück, ihre Ruhe hänge von dem Geheimnisse ab, das den achtsamen Blicken eines Gatten nicht lange verborgen bleiben könne. Sie müßten sich trennen. Felix ist entzückt, in der geliebten Pflegemutter seine wahre Mutter zu finden. Er hat alles verstanden, er begreift alles; mit männlicher Fassung erträgt er sein trauriges Geschick und ist zum Opfer entschlossen. Er verspricht seiner Mutter, er werde das Geheimniß ewig bewahren, ihre Ehre ihm heilig sein. Felix wird der Begleitung eines alten Pächters anvertraut, der von dem Geheimnisse weiß. Er soll nach Paris geführt werden, wo die Gräfin für ihn sorgen will. Bei der Trennung gibt sie ihm Diamanten von großem Werthe und vieles Geld mit. Der Knabe geht und der Verlobte kömmt an. Baron Saintval hat immer eine Art Kälte in dem Betragen der Gräfin gefunden, eine unerklärliche Zurückhaltung, und der versteckte Kummer in ihren

Zügen war ihm nicht entgangen. War es Abneigung gegen ihn, war es etwas anderes — er wußte es nicht zu deuten. Jetzt im Begriffe, ein unauflösliches Band zu knüpfen, suchte er die Gräfin auf die liebevollste und zarteste Weise dahin zu bringen, daß sie ihm ganz ihr Herz öffne. Aber selbst die edelste Frau kennt den engen Schmugglerpfad, der sich zwischen der Wahrheit und der Lüge hinschlängelt, und weiß sich durchzuschleichen. Der Baron ist beruhigt, ist glücklich und hofft, die Freundin werde ihn noch lieben lernen. Der Ehevertrag wird unterzeichnet. —

Im zweiten Akte sehen wir die Scene in einem Walde. Dort, zwischen Felsen, ist eine Bande jener Brandstifter versammelt, die im letzten Jahre der Regierung Karls X. einen Theil Frankreichs verwüsteten und deren Treiben man damals einer höllischen Politik der Regierung zuschrieb. Die Brandstifter waren benachrichtigt, daß sie von Soldaten verfolgt würden, und da der Weg zu ihrem Schlupfwinkel über eine schmale Brücke führte, die über einem Abgrund hing, sägten sie die Balken, welche die Brücke trugen, so durch, daß man es äußerlich nicht wahr nahm, damit sie unter den nacheilenden Soldaten einbräche. Jetzt kam Felix mit seinem Begleiter. Der alte Pächter betrat zuerst die Brücke, sie brach, und er stürzte in die Tiefe, rettungslos.

Felix springt entsetzt zurück, schreit nach Hülfe, und sinkt mit herzzerreißendem Jammer besinnungslos zu Boden. Ein alter Bettler von der Mordbrenner-Bande gibt dem Knaben liebreiche Worte, und bietet sich an, ihn bei hereinbrechender Nacht in eine nahe Pächterswohnung zu bringen. Der Bettler wollte diese gute Gelegenheit zu einer Schandthat benutzen. Ihm war von seinen Obern der Auftrag ertheilt worden, eben in jener Pächterswohnung Feuer anzulegen, und Felix mußte ihm dazu dienen, sich mit guter Art dort einzuführen. Er begleitet den Knaben dahin. Dort bei dem reichen Pächter war man gerade mit einem fröhlichen Erntefeste beschäftigt. Der Knabe, dessen Unglück der Bettler erzählt, wird aufs liebreichste aufgenommen; man sucht ihn zu beruhigen, man tröstet ihn. Um seine Herkunft, um seine Eltern befragt, schweigt Felix und weist sanft doch entschlossen die Theilnahme zurück. Das befremdet; doch die guten Leute schreiben es dem Schrecken, der Verwirrung des Knaben zu. Der Bettler wird von den Pächters-Leuten für seine gutmüthige Sorge um den Knaben gelobt, beschenkt und eingeladen, die Nacht im Hause zuzubringen. Er lehnt das Anerbieten unter einem Vorwande ab und entfernt sich. Dem krankmüden Felix wird ein Lager bereitet. Als dieser eingeschlafen und alles im Hause

ruhig war, schleicht sich der Bettler ins Haus zurück, wirft eine Brandbüchse auf ein Strohdach und eilt davon. Der Vorhang fällt.

Im folgenden Akte sehen wir die Pächterswohnung, noch den vorigen Tag ein Sitz des Wohlstandes, des Glücks und der Fröhlichkeit, in eine wüste Brandstätte verwandelt, und hören das Jammergeschrei der zu Grunde gerichteten Landleute; Felix, von Gensd'armen bewacht, bleich und zerstört, steht vor dem Maire und wird von ihm vernommen. Der Verdacht der Brandstiftung fiel auf ihn. Er war der einzige Fremde im Hofe, sein geheimnißvolles Wesen hatte gleich bei seinem Eintritt Aufmerksamkeit erregt, und übrigens war bekannt, daß Knaben zu solchen Brandstiftungen gebraucht wurden. Felix soll dem Untersuchungsrichter seinen Namen, Wohnort und seine Herkunft angeben; er sagt: das müsse er verschweigen. Man untersucht seine Taschen und findet Diamanten und Geld darin. Woher er sie bekommen, erklärt er nicht. Endlich wird er von einem der umherversammelten Landleute erkannt, der ihn früher auf dem Gute des Grafen Clairville gesehen. Felix behauptet standhaft, er kenne den Grafen Clairville nicht. Es wird ihm angekündigt, er würde dahin geführt werden. Der unglückliche Knabe, eingedenk seiner Mutter und ihres fürchterlichen Geheimnisses, geräth in Verzweiflung,

fleht jammervoll, man möchte ihn nur nicht auf das Gut des Grafen Clairville bringen, er wolle alles eingestehen. Ja, er habe die Diamanten und das Geld dort gestohlen, er habe das Feuer angelegt. Nach diesem Geständnisse war es um so nöthiger, ihn auf das Gut zu bringen, und Felix wurde unter Bewachung, von dem Maire begleitet, nach Clairville geführt. Dort wurde am nämlichen Morgen die Trauung der Gräfin Clairville mit dem Baron Saintval vollzogen. Die Neuvermählten kommen aus der Kirche, eine glänzende Gesellschaft war im Salon versammelt, die Zeit vor dem Hochzeitsmale mit Spiel, Musik, Tanz zu verbringen. Die Gräfin war heiter, ihr Mann glücklich. Da wurde der Maire gemeldet, der in einer Sache, die das allgemeine Wohl beträfe, den Herrn und die Dame des Hauses sprechen müsse. Man läßt ihn eintreten (Felix, in einem Wagen bewacht, bleibt unten im Hofe). Der Maire wendet sich an die Gräfin und fängt seine Geschichte zu erzählen an. Diese begreift anfänglich nicht. Man hält ihr die Diamanten und den Geldbeutel vor Augen, die man bei Felix gefunden. Da wird es bei der Gräfin fürchterlich Tag; doch noch faßt sie sich. Sie erklärt, sie habe wirklich das Alles dem Knaben geschenkt. Der Maire erwiederte: der Knabe selbst bekenne, es gestohlen zu

haben. Die Gräfin begreift Felix' Edelmuth, der, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, lieber freiwillig ein Verbrechen auf sich nahm. Der Maire erwiedert, wie sie aus zartem Mitleide den Diebstahl, den der Knabe begangen, verschweige; aber die Gerechtigkeit dürfe sich nicht abwenden lassen; der Knabe habe sich auch der Brandstiftung schuldig gemacht, und er müsse ihn den Gerichten überliefern. Auf seinen Wink wird Felix in den Saal geführt. Die Gräfin drückt ihn leidenschaftlich, angstvoll an ihre Brust. Felix flüstert ihr zu, sie möge sich nicht verrathen, er habe nichts ausgesagt. Sie aber kann ihr Herz nicht mehr bemeistern, ihre Mutterliebe bricht in lichte Flammen aus, und ihr Gatte, ihr Vater, die fremden Gäste alle, vernehmen mit Entsetzen aus ihrem Munde den Schmerzensruf: Felix ist mein Sohn! Es war eine fürchterliche Scene. Ich erleichterte mir sehr das Herz, indem ich die alberne Figur betrachtete, die der frische Ehemann machte, als ihm die lebendige Mitgift seiner Frau vorgezählt wurde. Der alte Vater geräth in Verzweiflung. Er zieht den Degen und will seine Tochter durchbohren, die ihn entehrt hat. Er reicht den Degen dem Baron und bittet ihn, in seinem Blute die erlittene Beschimpfung abzuwaschen. Die Gräfin sinkt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt. —

Im letzten Akte erscheint die Gräfin gefaßt. Sie hatte den Schmerz ausgeleert, und es blieb ihr nur noch ihre Pflicht übrig. Sie hat beschlossen, in ein Kloster zu gehen, und von allen Sorgen des Lebens nur noch die für ihren Felix zu behalten. Sie schreibt ihrem Vater einen Brief, ihm die dunkle traurige Geschichte zu erklären. Sie erwartet den Besuch ihres Mannes, der schon alle Anstalten zu seiner Abreise hat treffen lassen, und sie zum Abschied noch einmal sehen wollte. Es ist eine dumpfe Scene, wobei Einem wehe wird. Der Baron liebt Amalie, aber hier war keine Rettung für sein Herz; es mußte entsagen. Die Gräfin erklärt: es werde ihren eigenen, es werde den Schmerz, den, wie sie hoffe, er selbst empfinde, mildern, wenn sie ihm die Ueberzeugung gebe und er sie mitnehmen könne, daß sie seiner Achtung nie unwürdig war. Sie wolle ihm darum ihre unglückliche Geschichte erzählen. Achtung! Der Baron macht ein Gesicht wie ein Schaaf. Er bittet sie um Gottes willen zu schweigen; er wolle nichts hören; er liebe sie, und es wäre ihm zu schmerzlich, erfahren zu müssen, daß früher als er, schon ein Anderer ihre Liebe besaß. Die Gräfin erwiedert mit leidenschaftlicher Heftigkeit: Liebe? ich geliebt? Jamais! Der arme Baron wird ganz verwirrt im Kopfe. Die Gräfin, von Schmerz und

Scham niedergeworfen, fällt zu seinen Füßen und erzählt Folgendes: Vor 16 Jahren, im Jahre 1814, als sich der siegende Feind Paris nahte, habe sie ihr Vater, sie in Sicherheit zu bringen, auf ein Gut eines seiner Pächter geführt. In einer Nacht wurde das Dorf überfallen; alles ging in Rauch und Flammen auf, alles wurde geplündert, niedergemetzelt... Der Pächter verbarg sie, das sechszehnjährige Mädchen, schnell in eine dunkle Höhle; kein Lichtstrahl drang hinein ... Sie war noch nicht dunkel genug für die Erinnerung ... Die Gräfin hält sich die Hände vor die Augen — wir wissen alles. Felix, ihr Sohn, ist 16 Jahre alt. Die Gräfin erhebt sich, und bricht in einen Strom von Thränen aus. Der aufhorchende Baron wird immer starrer und starrer, bis er wie zerschmettert zu den Füßen der Gräfin niedersinkt. Er wolle die Geschichte zu Ende erzählen. Er frägt nach dem Namen des Dorfes, sie nennt es ihm. Da zieht er einen Ring vom Finger. Die Gräfin, als sie ihn erblickt, schreit: es ist der Ring von meiner verstorbenen Mutter, den ich damals getragen. Der Graf: ein Verbrechen hat dich vor sechszehen Jahren zu meiner Gattin gemacht! ... Und nun dieses Gemisch von Wonne und Schmerz! Es war nicht zu dichten und nicht zu spielen, aber es war zum Weinen. Felix tritt

herein: der Baron durchwühlt seine Gesichtszüge, erkennt seine eigenen, und drückt entzückt den Knaben an sein Herz, dem er kurz vorher das Herz hätte durchbohren mögen ... Ist das nicht die schönste garstige Geschichte von der Welt, und muß man nicht erstaunen, daß der Mensch seine Phantasie foltert, um Leiden von ihr zu erfahren, die das boshafteste Geschick dem Menschen nie angethan?

Mittwoch, den 21. December.

Die Unglückseligen! Sie lassen uns ja keine Ruhe, sie verhöhnen unsere Friedlichkeit und fordern uns zu einem Kampfe heraus, den sie fliehen, sobald wir ihn angenommen! War ich doch vorgestern auf dem Wege, ein ordentlicher Mensch zu werden und ein Schriftsteller von Gerstenzucker. Ein Märchen hatte ich im Kopfe und eine Novelle, und beide — ich schmeichle mir gewiß nicht zu viel — hätten in der Wiener Theaterzeitung gedruckt werden dürfen. So war ich, und heute bin ich wieder ein schrecklicher Nußknacker. Alle zerbrochene Schalen mögen über Die kommen, die mich verhindert, mein Märchen und meine Novelle zu vollenden. Montag ging ich um zwei Uhr aus dem Hause, um mein tägliches Bewegungs-Pensum abzulaufen: die Boulevards entlang bis auf den Bastillen-Platz, und von da am Wasser zurück. In der Passage de l'opéra kaufte ich mir ein Zahnpulver, Poudre-naquet dentifrice balsamique, pour donner aux dents la blancheur de l'ivoire. Ich las im Gehen den Zettel, in den das Schächtelchen gewickelt war. Es war Wiegen-Eyapopeija für mein unruhiges Herz. Wie Herr Naquet sagt: „Als ich wegen herannahen-„den Greisen-Alters, und meiner hinfälligen Gesund-

„heit, meinen Parfümerie-Handel aufgab, wollte ich „ein Kunstwerk zum Vorschein bringen, auf das ich „die Sorgen meines ganzen Lebens verwendet, ohne „doch je das gewünschte Ziel erreichen zu können ... „Auf dem Lande, wohin ich mich zurückzog, im „Schooße der Einsamkeit und des süßern Friedens, „gelang es mir endlich, nach einer unzähligen Menge „von Versuchen, ein balsamisches Zahnpulver „zu Stande zu bringen .... Weder die glänzenden „Anerbietungen meiner Nachfolger; weder die Sorgen noch die unermüdete Geduld, die ein so großes Werk erfordert, noch die große Zahl der angeblichen Psilodentes, die man unter prächtigen „Titeln der Welt darbietet — nichts, nichts konnte „meinen Entschluß wankend machen. Und ich hatte „recht .... Der Menschheit nützlich zu sein, den „Frauen zumal, war immer mein einziger Wunsch „und wird es immer bleiben .... Der Mund, die „Wohnung der Grazien und der zauberischen Schönheit, zog schon von der frühsten Jugend an all mein „Denken auf sich, ich weihte ihm meine Sorgen und „meinen Eifer, und ich war glücklich genug, der „Welt einige Erzeugnisse darzubieten, die mir ihren „Beifall erwarben. Doch, ich darf es kühn behaupten, nie gab ich ihr ein Zahnpulver, das diesem „gleicht; ein Zahnpulver, das, indem es die Zähne

„weiß macht, ihren Schmelz bewahrt, das Zahnfleisch „befestigt, und in dem Munde ein schimmerndes „Hochroth und einen Balsam-Duft verbreitet.... „Soll ich von der Allmacht jenes Zauberbüchleins „sprechen, wenn es dem entzückten Blicke eine Dop- „pelreihe von Perlen darbietet, die zwischen glänzen- „den Korallen schimmern? Nein, hochberühmte Dich- „ter, anmuthige Federn haben diesen Gegenstand be- „handelt, meine Farben werden bleich erscheinen ne- „ben jenen. Ich habe mehr gethan. Ich habe mich „mit etwas beschäftigt, das nicht weniger schwer, „doch weit nützlicher ist, als die Beschreibung eines „schönen Mundes; ich habe das Mittel gesucht, und „nach langen mühevollen Arbeiten es gefunden, wie „man den Mund immer schön erhalte. Die Schach- „tel kostet 3 Fr. 50 c., eine halbe 2 Fr...." Und so träumte ich mich in das Märchen hinein: Von der schönen holdseligen Fee Conferenz, deren Mund lächelte wie Morgenroth, deren Zähne glänz- ten wie Sonnenstrahlen, und wo sie vorüberschwebte verwandelte sie Tag in Nacht. Die schlafenden Vö- gel erwachten und sangen ihr Morgenlied. Die Blu- men neigten ihr Haupt vor ihr. Was lebte, zog ihr jubelnd entgegen. Und sie fesselte einen Königssohn, der sich in Liebe für sie verzehrte. Er ermordete seinen Vater, und dann führte sein eigenes Volk ihn

auf das Blutgerüste. Ehe sein Haupt fiel, rief der Unglückliche die Rache des Himmels an. Die Fee war eine böse giftige Zauberin. Da berührte sie ein guter Geist, der mächtiger war als sie, mit leichter Hand, und sie zerstiebte in ein blutrothes Pulver ... An der Ecke der Richelieu-Straße war das Märchen fertig.

Einige Schritte weiter, bei den Variétés, umgab ein großer dichter Menschenkreis ein Frauenzimmer von etwa vier und dreißig Jahren, in deren blassen Zügen Spuren einer großen Schönheit zu erkennen waren. Sie war nicht vornehm, aber anständig und reinlich gekleidet. Sie kniete auf dem regenfeuchten Boden und herzte einen alten garstigen Pudel, der frohlockend an sie heraufsprang. Was um ihr her gesprochen, gelacht wurde, kümmerte sie nicht, sie hatte die Welt vergessen über ihren Fund. Am Morgen hatte sie ihn auf der Straße verloren und nach einigen Stunden, an dieser Stelle — ein Wunder in Paris — ihn wieder gefunden. Ich machte eine Novelle daraus: Von dem Hunde des treulosen Geliebten. Er kam nicht wieder. Am dritten Abend vergeblichen, schmerzlichen Erwartens scharrte es an Antoniens Thüre. Sie öffnete sie, und blieb mit sprachlosem Entzücken stehen. Es war der Hund des Geliebten. Sie horchte

nach seinem Tritte, sie lehnte sich über das Treppengeländer und schaute hinab. Er kam nicht. Da verfiel sie in stillen Wahnsinn. Jeden Abend setzte sie, wie sie es gewöhnt war, zwei Gedecke auf den Tisch. Auf einem Stuhle neben ihr saß der Hund, dem sie den Namen Heinrich gab. Sie legte ihm das Essen auf den Teller. „Willst du denn davon nicht, Heinrich? Das hast Du ja immer gern gehabt;" dann brach sie in Thränen aus und warf sich jammernd auf die Erde. Der Hund sprang vom Stuhle und wimmerte zu ihren Füßen...

Jetzt kam ich an die Montmartre-Straße. Da sah es aus, wie in einem Feldlager. Dragoner, Husaren, Gensd'armen, Fußvolk, zahllose Schaaren von Polizei-Wachen, hielten die Straßen besetzt, die von den Boulevards seitwärts führen. Große Soldaten-Trupps zogen auf und ab. Ich fragte Einige aus dem zahlreich versammelten Volke, was das bedeute? Die Studenten hatten sich vereinigt, in feierlichem Zuge dem General Romarino, der in der Straße Montmartre wohnte, eine Ehrenfahne zu überreichen. Die bewaffnete Macht jagte sie zurück und zerstreute sie mit unerhörter Mißhandlung. Da ergrimmte ich wieder, und fort Märchen, fort Novelle! Ich verstand das gleich. Wort für Wort wußte ich vorher, was Casimir Perrier an diesem

Tage (er sollte über die Lyoner Gräuel Rechenschaft geben) in der Kammer sagen, was seine Papageien auf der Börse und in den Zeitungen ihm nachplaudern würden. Schon den Tag vorher waren die Studenten in gleich großer Zahl zu den polnischen Generalen gezogen. Die Polizei setzte sich nicht entgegen und alles lief ruhig ab. Kein Bürger zeigte Furcht, kein Laden wurde geschlossen, der Verkehr nicht im Geringsten gestört. Den folgenden Tag hatten die Minister sich gegen den vorausbekannten Angriff der Opposition zu vertheidigen. Es that ihnen Noth, ihren Söldnertrupp und ihr Angstgefolge enge zusammenzuziehen und zum Kampf anzufeuern. Der Zug der Studenten kam ihnen erwünscht entgegen. Man stellte sich, als habe man Furcht, um bei den Bürgern Furcht zu erregen. Man ließ die bewaffnete Macht auf den Straßen toben. Schrecken verbreitete sich. Die Läden wurden geschlossen. Das wollte man. Die Kaufleute, die gerade um diese Weihnacht-Zeit mehr verkaufen in einer Woche, als sonst in ganzen Monaten, sollten gegen die Männer der Freiheit, der Bewegung, gegen die Unruhestifter murren, und ihren Schmerz und ihren Zorn der Rache ihres Krämer-Gottes, Casimir Perrier, überlassen. Bei solchem schändlichen, kleinlich tückischen Treiben der Staats-Gewalt — kann man da No-

vellen schreiben? Nein. Ich verfaßte eine donnernde Zornrede, breit und erhaben wie keine früher; zehn Galgen hoch. Nicht diesen Perrier allein, alle Perriers Europa's hatte ich niedergeschmettert. Ich hatte mich abgekühlt und war zufrieden mit mir. Aber wie wurde ich beschämt! Ich kam bis auf den Boulevard du Temple. Wie wurde ich da beschämt von einem Manne, der sprachlos da stand, aber mit einer einzigen Bewegung die Regierung beredtsamer strafte, als ich mit tausend Worten es gethan. Es war ein stattlicher kräftiger Mann aus dem Volke, mit sonnenbraunem Gesichte, feurigem Blicke, buschigen Augenbraunen. Er trug Beinkleider und Hausmütze eines Nationalgardisten; den Rock hatte er abgelegt, und die zurückgestülpten Hemdärmel zeigten nervige Arme, zum Dreinschlagen geübt und stets bereit. Dieser Mann war eine Wachsfigur. Erfahren Sie vorher, daß man hier seit einem Jahre die abgenutzten, altherkömmlichen Wachsfiguren vervollkommnet hat. Durch mechanische Vorrichtung hat man ihnen Bewegung gegeben; ob allen, oder nur denjenigen, die außer den Buden zum Anlocken stehen, weiß ich nicht, da ich nie in eine solche eingetreten. Der Mann, von dem ich spreche, der Muster-Franzose, stand, so wie ich ihn beschrieben, mit verschränkten Armen unter einem kleinen Zelte, dessen

Inneres eine Landschafts-Dekoration vorstellte. Es war eine Felsengegend, im Hintergrunde das Thor einer Stadt oder eines Dorfes. Der Mann schien aus der Fremde in die Heimath zurückgekehrt zu sein. Jetzt erhob er den Kopf und sah sich im Vaterlande umher. Trauer und Schmerz, Zorn und Verachtung malten sich in seinen schwarzen Augen. Jetzt senkte er Kopf und Blick zur Erde, und eine Bewegung des Mitleids zuckte ihm durch Arme und Schultern, leise und trübe, wie der Schatten einer Wolke. Doch, hat vielleicht meine Phantasie das Alles in den Mann hineingedichtet, oder mein Spott hineingelogen? Nein, nein. Ueber seinem Kopfe hing eine Tafel, worauf mit großen Buchstaben: France geschrieben war. Hätte Louis Philipp dieses trauernde Frankreich von Wachs gesehen, es wäre ihm durch Mark und Bein gedrungen — oder er wäre kein Mensch, und dann wäre nichts Menschliches von ihm zu fordern. Ich aber schämte mich meiner Rede aus Worten. Wäre sie geschrieben gewesen, hätte ich sie verbrannt; da sie nur gedacht war, warf ich sie in den Lethe.

Donnerstag, den 22. December.

Guten Morgen, ob Sie es zwar nicht verdienen. So heruntergebracht haben Sie mich, so demüthig haben Sie meine Hoffnung gestimmt, daß ich nicht einmal heute einen Brief erwarte, ob es zwar der sechste Tag ist, daß ich Ihren letzten erhalten.

Also mein Eduard hat Ihnen so sehr gefallen, daß Sie ihn umarmt haben? Der glückliche Eduard! Er ist jünger als ich.

In der Münchener Hofzeitung wurde gestern wieder einmal gerasselt. Ich glaube, man sieht die deutschen Leser für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es ist zum Erstaunen, wie gemein und schlecht jenes Aristokraten-Manifest wieder geschrieben ist. Es scheint, die Minister dort lassen ihre Kriegs-Artikel von ihren Köchen verfertigen. So sehr hat die Macht allen Credit verloren, daß sich nicht einmal ein Wortrödler findet, der, die Armuth ihrer Gesinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anständigen Rock leiht. Wie habe ich es diesmal getroffen, wie genau habe ich Alles vorher berechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt, wo der Kampf in Deutschland beginnt, kein Juste-Milieu aufkommen zu lassen, das die Streitenden trennend, sich bald dort, bald hier hinneigend, um

von beiden Seiten Vortheil zu ziehen, einen sumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpestet und nur den quakenden Fröschen wohl thut. Die Franzosen haben kein Temperament zum Juste-Milieu. Was wir jetzt sehen, ist nur ein künstliches Schaukelsystem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Brett den Schwerpunkt verlieren und auf der einen oder andern Seite überschnappen. Die Deutschen aber bilden einen geborenen Mittelstand. Die schaukeln nicht, sie nageln den Wagebalken fest, schmieden eiserne Klammern darüber, legen noch Felsenstücke darauf, und zu größerer Beruhigung sich selbst mit ihrer ganzen Breite, und solche gutverwahrte, nichts entscheidende Gleichgültigkeit könnte noch manche zehn Jahre überdauern. Darum schien mir gut, meine Gesinnung und deren Ausdruck auf das Aeußerste zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß sie das Nämliche thun. O, ganz prächtig ist mir schon Mancher in die Falle gekommen! Es giebt keinen besseren Jagdhund, das Lager der Tyrannei aufzufinden, als ich einer bin; ich wittere sie auf hundert Stunden weit. Die Münchener Sau habe ich auch herausgestöbert. In meinen Briefen ereiferte ich mich darüber, daß kein Deutscher in Paris an den Kämpfen der Julitage Theil genommen. Von den deutschen Handwerksburschen, bemerkte ich, wundere mich das

nicht. Diese hätten bei Freiheit und Gleichheit nichts zu gewinnen; denn während ihrer Jugend dürften sie betteln, und im Alter die Zunfttyrannen machen. Das machte den baierischen Diplomaten-Lehrjungen den Kopf verlieren, und er schrie auf: Seht Ihr, seht Ihr, wie thöricht Ihr seid mit Euerer Staatsreform? Seht Ihr, wie die Zunftverfassung gedankenlose, folgsame, leicht zu regierende Unterthanen bildet? Und Ihr wollt die Zünfte aufheben?... So haben sie früher nicht gesprochen. Das Zunftwesen war der Herrschsucht immer lieb gewesen; aber sie vertheidigten es mit schönen Worten von Bürgerwohlstand, Flor der Gewerbe; das Geheimniß ihrer schlauen Staatskunst verriethen sie nie dem Volke. Ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe noch andere Geschichten erzählen, wie ich durch Feuer und Rauch die verborgene Schelmerei aus ihrer Höhle hervorgelockt. Die ministerielle Klatsch-Lise in München, um meine Ehre zu verdächtigen, um meinen Muth herabzusetzen, erinnert mich an einen „gewissen Vorfall auf dem Frankfurter Komödienplatz" und meint, es käme mir nicht zu, den Deutschen ihre Feigheit in Paris vorzuwerfen. Wenn man etwas Beschämendes von mir wußte, warum erzählte man denn den Vorfall nicht? Sollte man etwa auf eine alte Geschichte mit dem Schauspieler Heigel anspielen?

Aber damals hat sich das Christenthum sehr hundsvöttisch benommen; ich aber habe mich als tapferer Makkabäer gezeigt. Jude, Jude! das ist der letzte rothe Heller aus der armseligen Sparbüchse ihres Witzes. Aber nach Allem, ich wollte, es gäbe mir Einer die drei Louisd'or zurück, die ich für mein Christenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft und es hilft mich nichts. Drei Louisd'or für ein Plätzchen im deutschen Narrenhause! Es war eine thörichte Verschwendung.

Freitag, den 23. December.

Gestern bin ich gestört worden, den Brief zu endigen und abzuschicken, wie ich es gedachte. Erstens durch Ihren prächtigen fünfseitigen Brief. Dann gestört durch einen Brief, den ich gleichzeitig von Campe erhielt; dann durch überschickte Zeitungen; dann durch einen andern Zeitungs-Artikel aus Deutschland, den man mir mitgetheilt; endlich durch die Bewegung, die das alles in mir hervorgebracht. Es war eine freudige Bewegung, das schwöre ich Ihnen. Es geht ja alles herrlicher, als ich zu träumen gewagt. Wenn Sie hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Pension würde ich nicht als eine persönliche Sache ansehen, sondern es zum großen Ganzen rechnen — lassen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Nicht genug Gerechtigkeit lassen Sie aber meinem Kopfe widerfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieser trüben Tage zählen. Es ist ja keine Niederlage, es ist ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener sein, als daß ich ihre Leidenschaft entflammt, sie dahin gebracht, in ihre hölzernen mechanischen Tücken Blut und Leben zu bringen, und aus glühendem Hasse zu thun, was sie früher nur mit eiskalter Politik begangen? Die Frankfur-

ter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir Pension zu entziehen; denn nicht sie, sondern die deutsche Bundesversammlung hatte mir, wie allen Staatsdienern des Großherzogthums Frankfurt, die Pension zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es sich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angstzitternd wie immer. Daß man mir sagen ließ, ich solle nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu übernehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Verachtung eine Grenze zu setzen — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Pension nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger, als ich mich dazu verstünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er sich dazu verstehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich. Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frankfurt hat locken wollen, um mich der Rache Oesterreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu schändlich, zu niederträchtig! Daß Herr von Guaita gleich nach Erscheinen meiner Briefe geäußert, man werde mir meine Pension entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wissen als der Senat, denn er ist das Sprachrohr der lispelnden Diplomatik, und was man in Wien flüstert, schreit

er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator von Heyden, ich kenne ihn. Ja ich sehe ihn roth werden; er ist ein edler Mensch. Ich selbst erröthete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der sie nicht begangen. Ruhen lassen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage: der Bundestag, der hier entscheidet, ist selbst Partei. Zuerst wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Decret seines Beschlusses zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein solches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine solche Mittheilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine Vollmacht zum Unterzeichnen schicken, dann wollen wir uns darüber besprechen. Die Sache soll öffentlich werden, das ist meine gute Absicht. Zu gewinnen ist unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Masse für mich thäten, so wäre es schön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken lassen, und ihn nach Frankfurt schicken. Ich muß aber darin sprechen dürfen auf meine Weise. Das, fürchte ich, schüchtert ihren guten Willen zurück. R***'s Rath werde ich auf keine Weise in dieser Sache verschmähen, sobald er mir nur frei läßt, meine Angelegenheit an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen persönlichen Vortheil allein habe ich eine

schwache Zunge und eine stumpfe Feder. — Die Angst für mein Nassauer Geld ist lächerlich. Wie können Sie denken, daß ein Staat aus einer kleinlichen Rache seinen ganzen Kredit umstoßen solle? Aber Euere Furcht ist bezeichnend genug. Wie weit muß es in Deutschland gekommen sein, daß man solche Gewaltthätigkeiten für möglich hält?

Aus Campe's Brief theile ich Ihnen in meinem Nächsten Einiges mit. Heute nur, so viel das Papier verstattet. Menzel schrieb ihm: „Sie werden meine in diesen Tagen erschienene Kritik der „Börne'schen Briefe erhalten. Kein Verbot, keine „Winkelkritik wird je im Stande sein, Börne den „wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreißen. Sein „Genie sichert ihm für alle Zukunft eine der ehren„vollsten Stellen unter den Ersten unserer Literatur. „Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren „Patrioten im höchsten Grade achtungswerth. Selbst „das frivole Hundegebell, das sich gegen ihn erhebt, „ehrt ihn, und die Nachwelt wird es erkennen."

In einem neuen Zeitungs-Artikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten: ich wäre erboßt gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich selbst kein Hofrath wäre; erboßt gegen die Reichen, weil ich arm sei; erboßt gegen die Fürsten, weil ich keine Hoffnung hätte, je selbst ein

Fürst zu werden. Ist das nicht himmlisch? Reden Sie. Ich arm? Ist mein Herz allein nicht eine Million werth? Ich lege die ganze Million zu Ihren Füßen. Verschmähen Sie sie nicht; ich kann doch noch einmal Fürst werden. In Versteigerungen kauft man oft die kostbarsten Sachen um weniges Geld.

Vier und sechzigster Brief.

Paris, Samstag, den 24. December 1831.

Dr. Rießer in Hamburg hat für mich gegen meinen Eduard geschrieben; aber weder in Hamburg noch in Altona wollte die Zensur den Druck der Schrift erlauben. Sie wird jetzt in Braunschweig gedruckt. So sind die deutschen Regierungen! So schamlos ist ihre Zensur! So sind die freien Städte — welche die Monarchen nur darum fortbestehen ließen, um republikanische Regierungsformen lächerlich und verächtlich zu machen, um zu zeigen, daß ein Senat von Bürgern so knechtischer Gesinnung sein könne, als ein Staatsrath von Edelleuten. Der nämliche Zensor, der es doch geschehen ließ, daß eine Schrift voll der unerhörtesten Schimpfreden gegen mich erschien, deren Titel schon eine Beleidigung war, verbot die Schrift, die meine Vertheidigung übernahm! Und solche Regierungen verlangen noch,

daß man sie achte! Campe schreibt mir ferner: „denken Sie sich die Tollheit der Menschen, einige behaupten steif und fest, Sie hätten diese Briefe im östreichischen Solde geschrieben, damit man der Presse beikommen könne. Ist das erhört?“ Glauben Sie mir, so dumm das ist, so gibt es doch Menschen, die noch dümmer sind als das, und es ist darum gar nicht unmöglich, daß irgend ein Lohnbedienter irgend eines Commis-Voyageurs der Diplomatie ein solches Gerücht vorsätzlich in den Gang gebracht.

Sechzehnmal ist Campe schon verhört worden. Ich habe eine Vorstellung davon, was sie ihn alles ausfragen. So oft stand Louvel nicht vor Gericht. Es kostet viele Arbeit, bis man in Deutschland gehängt wird. Der Artikel gegen meine Briefe, dessen ich gestern erwähnt, steht in der Zeitung von Bern, wie ich Ihnen schon geschrieben, einen Trödelmarkt, wo die aristokratischen Lumpen von ganz Europa aufgehäuft liegen. Er lautet wie folgt: Noch ein Urtheil über Börne's Briefe. „Die Mann„heimer Zeitung schließt eine kurze Kritik dieser po„litischen literärischen Monstrosität folgendermaßen: „Was hier mit dürren Worten, von allen hoch„trabenden Phrasen befreit, gesagt wird, ist leider „die Geschichte der heutigen Tage. Geld- und Ehr„geiz bilden die Grundlage der Börneschen Ausfälle,

„und erwecken in ihm den tödtlichen Haß, welcher „sich auf jeder Seite ausspricht. Weil er nicht Hof„rath, Staatsrath, Minister ist, haßt er alle Be„amten; weil er selbst kein Geld hat, so trifft sein „Haß alle Begüterte, Banquiers oder wohlhabende „Bürger, und weil er endlich nie Fürst werden kann, „so fällt das größte Gewicht seines Hasses auf die „Großen dieser Erde. Was er auszusprechen, in so „furchtbarer Wahrheit laut zu denken wagt, verzehrt „im Stillen Tausende. Es ist daher die Wuth ganz „begreiflich, mit der alle seine Geistesverwandten über „den Unverschämten herfallen, welcher in so ganz „unbegreiflich naiven Geständnissen der Zeit vergißt, „und den Schleier lüftet, welchen bisher ein erkünstel„ter Patriotismus so fein gewoben hatte. Es war „daher nur ein Schrei des Entsetzens unter seinen „Freunden, als sie ihr klug bewahrtes Geheimniß „so leichtsinnig verrathen, und alle die zarten Fäden „aufgedeckt sahen, mit denen sie ihre Pläne um„sponnen. Sie mußten, und wohl nicht mit Un„recht, fürchten, daß, ist einmal die Maske gefallen, „sich die öffentliche Meinung, welche sie bisher schlau „für sich benutzt, sich gegen sie richten, und so den „Nimbus zerstören würde, der sie umgibt. Solche „Fingerzeige bleiben für den Triumph der guten „Sache nicht verloren! Es ist daher Börne's Werk

„ein lehrreiches und nützliches Buch!“ Das merkt euch, Kinder, und stellt die Pariser Briefe neben eure Andachtsstunden!

— Mein Kamin raucht nicht mehr, er ist geheilt worden, und gründlich. Ich habe da wieder erfahren, daß man gegen diese spitzbübischen Franzosen, will man sein Recht behaupten oder erlangen, grob sein muß. Ist man artig, wird man besiegt, denn sie verstehen noch artiger zu sein als wir. Diese ihre Waffen wissen sie so geschickt zu gebrauchen; sie geben uns freundliche Worte, süße Versprechungen, um uns einzuschläfern und unsere Ansprüche zu entwaffnen. Ich aber, der das kannte, ließ mich nie irre führen, und wußte durch periodisch-abgemessene, regelmäßig wiederkehrende Grobheit immer zu erlangen, was mir gebührte. Acht Tage lang schickte ich täglich viermal den Conrad zum Hausherrn mit der Ermahnung, für den Kamin zu sorgen. Da dies nichts half, kündigte ich das Logis auf. Das wirkte.

— Herold's Artikel in den Zeitschwingen hat mir sehr gut gefallen. Darin ist jugendlicher Muth und Uebermuth, wie ihn der Kampf dieser Zeit erfordert. So eine Butter-Seele, wie dieser Alexis, will es ja nicht besser, als geschmiert zu werden, — freilich mit goldenen Messerchen, von zarter Hand, auf zartgeröstetes Weisbrödchen. Nun kömmt eine

tüchtige Bürgerfaust, und schmiert sie mit einem Kochlöffel auf Haberbrod; das wird der Berliner Butter-Seele ihre Schmiegsamkeit etwas verleiden.

Ob ich die Wiener Gedichte kenne? Wie sollte ich sie nicht kennen! Sie wohnen seit zwei Monaten in meinem Herzen, und ich sehe und höre sie täglich. Aber zanken muß ich mit Ihnen, daß Sie durch solches unzeitiges Fragen mich in meiner Druckerei stören. Ich wollte nächstens mit Ihnen davon zu sprechen anfangen, ich wollte Sie fragen: „Haben Sie die Spaziergänge eines Wiener Poeten gelesen?“ und dann, trott, trott, weiter. Jetzt muß ich erst zu vergessen suchen, daß sie Ihnen bekannt sind. Wenn das noch einmal geschieht, wenn Sie noch einmal durch ungerufenes Entgegenkommen mir meine schüchterne Schriftstellerei verwirren, lasse ich künftig Ihre eigenen Briefe statt der meinigen drucken. Da wird sich auch wohl für Sie ein weiblicher Eduard finden, und dann wollen wir sehen, wie Sie mit dieser Hamburger Megäre fertig werden.

Der Constitutionel, seit vielen Jahren das mächtigste Blatt der Opposition, ist jetzt in Casimir Perriers Hände gefallen. Er hat ihn für eine halbe Million Aktien gekauft und kann daher mit ihm verfahren, wie ihm beliebt. Sie müssen das bekannt

machen, und die Andern sollen es auch weiter verbreiten, damit sich Keiner täuschen lasse. Es wird noch einige Zeit dauern, bis der Constitutionel seine Maske völlig abwirft. Das Blatt hat seit vier Wochen schon viertausend Abonnenten verloren.

Montag, den 26. December.

So eben verläßt mich ein Besuch, dessen Veranlassung mir sehr erfreulich war, dessen Erfolg noch erfreulicher werden kann. Es war ein junger freundlicher Mensch, aus Hof in Baiern gebürtig, seit einigen Jahren in einer hiesigen Handlung als Commis angestellt. Er sagte, daß er im Namen seiner zahlreichen Freunde käme, die erst kürzlich aus der Zeitung erfahren, daß ich in Paris sei, um mir zu danken für den Eifer, den ich in meinen Schriften für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt — und so fort. Ich suchte das abzukürzen. Darauf weiter: er sei beauftragt, mich um Rath zu fragen. Er, seine Freunde und Kameraden, wohl zwei bis dreihundert an der Zahl, alle junge Kaufleute, hätten sich vorgenommen, an die Bairischen und Badischen Stände eine Adresse zu erlassen, um ihnen für den Muth und die Beharrlichkeit, mit welcher sie für Recht und Freiheit gestritten, die Gefühle ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit auszudrücken. Auf meine Bemerkung, daß eine solche Adresse zu spät käme, weil in wenigen Tagen die Stände in München und Carlsruhe auseinander gehen würden, erwiederte man mir: daran läge nichts; es wäre ihnen ja blos darum zu thun, auch ihrer-

seits ihre Gesinnung öffentlich kund zu thun. Der ausdrücklichen Bitte zuvorkommend, erklärte ich, daß ich herzlich gern eine solche Adresse aufsetzen würde. Ich bemerkte: der Schritt, den sie zu machen dächten, würde von den heilsamsten Folgen sein. Uns Andern, aus dem Stande der Gelehrten und Schriftsteller, so oft wir von den verfassungsmäßigen Rechten, von Freiheit und Staatsreformen sprächen, machte man den Vorwurf der Unruhestiftung und heillosen Zerstörungssucht, und wo man einmal so gnädig sei, uns milder zu betrachten, spottete man unserer luftigen Schwärmereien, die mit dem wahren Glück des Volkes, das auch für solche hohe Ideen nirgends Sinn habe, in gar keiner Verbindung stünde. Jetzt aber kämen sie, alle Kaufleute, die durch Stand, Gewerbe und tägliche Beschäftigung an das Positive gewiesen, ja durch Maas, Gewicht und Zahlen an die Wirklichkeit, wenn sie sie je vergessen möchten, stündlich erinnert würden, und wünschten und forderten das Nämliche. Sie sprächen es aus, daß die materiellen Interessen, wo die Sorge für dieselbe löblich wäre, innigst an die moralischen Interessen gebunden wären, und daß nach Allem das sinnliche Wohlbefinden und Wohlbehagen der Menschen nicht ihre höchste Bestimmung sei. Dieses würde eine große Wirkung machen und die ewigen Feinde der

Freiheit in Verwirrung bringen, die, deren Freunde um so leichter zu besiegen, den Stand der Handelsleute und den der Gelehrten zu entzweien suchten... In diesem Sinn werde ich nun für die jungen Leute die Adresse abfassen.

Dienstag, den 27. December.

Dreimal lese ich Ihren Brief. Aber wie kann ich auf Alles antworten? Ein Frauenzimmer frägt mehr, als hundert Männer beantworten können.

Von Schlegels Epigrammen habe ich einige vorlesen hören, keine gegen Arndt, aber welche gegen Menzel. Ganz erbärmlich. Der Geck ist jetzt hier. Solche Leute schickt seit der Revolution die preußische Regierung eine Menge hierher. Aber statt zu spioniren, welches ihre Sendung ist, werden sie spionirt. Die französische Regierung erspart dadurch Geld, Spione in Berlin zu besolden. Bequemer und besser kann man es nicht haben. Schlegel wohnt, aus alter Freundschaft von der Staël her, bei deren Schwiegersohn, dem Herzog von Broglie, und wird dort, wie man mir erzählt, zum Besten gehabt, und en bas behandelt.

Die Damen hier und eine große Zahl von Künstlern haben sich vereinigt, Handarbeiten, kleine Kunstwerke zu verfertigen, und sie zum Vortheile der Polen auszuspielen. Die Gegenstände der Lotterie werden bis zur Ziehung in einem Saale öffentlich ausgestellt. Der Zettel kostet zwei und einen halben Frank. Wie gewöhnlich bei solchen Unternehmungen, stehen die Namen der Frauenzimmer in der Zeitung,

bei welchen die Loose zu haben sind. Frau v. Rothschild ist diesesmal nicht dabei. Es ist keine legitime Barmherzigkeit, und Revolutionärs verhungern zu sehen, thut auch einem sanften weiblichen Herzen wohl. Die schöne Dame in ihrem Boudoir denkt, wie es einer zärtlichen Gattin ziemt, an den Mann auf dem Büreau, und begreift, daß an einer Anleihe für Könige mehr zu verdienen sei, als an einer für den Himmel.

Fünf und sechzigster Brief.

Paris, Freitag, den 30. December 1831.

Ihre Frage wegen der Simonisten möchte ich Ihnen gern klar und genau beantworten; aber ich weiß nicht viel davon. Da ich mich nicht schämte, unwissend hierin zu bleiben, will ich mich auch nicht schämen, meine Unwissenheit zu gestehen. Sie ist um so weniger zu entschuldigen, da mir bekannt, daß der Simonismus eine der wichtigsten Erscheinungen, ja noch mehr ist: der Inbegriff von vielen wichtigen Erscheinungen dieser Zeit. Das schwebte vor mir in der Luft und genauer untersuchte ich es nicht. Es ist nicht zu ändern. Hier in Paris braucht man nur einen halben Magen; denn der gefällige Kochtopf übernimmt die Hälfte der Verdauung. Hier in Paris braucht man gar kein Herz; denn da alle öffentliche Gedanken in öffentliche Empfindungen übergegangen, ist das Klima davon warm geworden und

man braucht die Brust nicht einzuheizen. Aber tausend Beine braucht man hier, um nach allem Merkwürdigen zu gehen, tausend Augen und Ohren, alles Merkwürdige zu sehen und zu hören, und tausend Köpfe, um alles aufzufassen, sich anzueignen und zu verarbeiten.

Die Simonisten halten jeden Sonntag öffentliche Vorlesungen, in welchen sie ihre Lehren zusammenstellen und erläutern. Ich habe aber diesen Predigten nie beigewohnt. Man muß zwei Stunden vorher da sein, um Platz zu finden, und so viele Zeit mochte ich nicht darauf verwenden. Aus gleichem Grunde war ich auch noch nie in einer Kammersitzung, bei den Verhandlungen der Assisen, noch in einer der öffentlichen Versammlungen, die hier fast jede Woche gehalten werden. Das bürgerliche Leben, das in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Stockwerken öffentlich geworden, hat die Architektur hinter sich gelassen, die monarchisch und aristokratisch geblieben. Es gibt in Paris kein öffentliches Gebäude, das selbst für das bescheidenste Bedürfniß einer Volksversammlung Raum genug hätte. Es ist lächerlich, wie wenige öffentliche Sitze in der Deputirtenkammer sind. Die Regierungen, wenn sie die Freiheit mit keinen moralischen Schranken mehr umziehen dürfen, engen sie wenigstens so viel und

so lang als möglich mit Steinmauern ein. Der Saal, den die Simonisten haben, der ist nun besonders klein und ich glaube, daß sie ihn aus Schelmerei so gewählt, damit die Zuhörer um so begieriger herbeiströmen. Wo die Pariser keinen Platz finden, da eilen sie am liebsten hin, besonders die Frauenzimmer; es ist ihre Wonne, gestoßen und gedrückt zu werden.

Was mich bis jetzt von einer nähern Bekanntschaft, nicht mit den Grundsätzen, sondern mit den Lehren der Simonisten, abgehalten, ist die monarchische Verfassung ihrer Kirche. Sie haben einen Papst; vor solchem kreuze ich mich, wie vor dem Satan. Sie haben eine Autorität; die fürchte ich noch mehr, als den Räuber im finstern Walde. Ich lasse mich von keiner Wahrheit gern einschränken; ich trinke, wie der goldgelockte Felix im Wilhelm Meister, am liebsten aus der Flasche. Wenn ein Papst mir sagt: zwei mal zwei ist vier — glaube ich es ihm nicht, und habe ich es früher gewußt, fange ich an, daran zu zweifeln. Zwar weiß ich recht gut, daß keine neue Kirche der monarchischen Leitung entbehren kann; das Christenthum selbst blieb schwach, ward verfolgt und geschlagen, so lange es republikanisch war, und wurde erst stark, siegend und erobernd, als es einen höchsten Bischof an seine Spitze stellte. Jedem Staate

ist die monarchische Gewalt in seiner Kindheit die Laufbank, in seinem Greisenalter eine Krücke; Freiheit gehört dem Jünglingsalter und den männlichen Jahren. Aber, ob ich auch das begreife, verabscheue ich doch die Monarchie für jedes Verhältniß und für jede Zeit. Ein junger Staat soll lieber auf allen Vieren kriechen und etwas später gehen lernen, soll lieber, sobald er das Greisenalter erreicht, sich freiwillig den Tod geben, als gemächliche und schnellere Entwickelung seiner Glieder, als einige Jahre Frist jämmerlichen Daseins mit der Freiheit bezahlen. Wie Einem die Regierung oft alle bürgerliche Gesellschaft, das System die schönste Philosophie verleiden kann; so verleidet Einem die Kirche jeden Glauben. Muß ich selig sein im Paradiese, dann will ich lieber in der Hölle leiden. Es liegt gar nicht so viel daran, daß eine neue Wahrheit sich schnell und weit umher verbreite; sie wird leicht an Würde verlieren, was sie an Macht, im Werthe verlieren, was sie im Preise gewinnt.

Sie fragen mich: ob die Simonisten etwa das reine Christenthum herzustellen suchen? Ich glaube es. Aber was heißt reines Christenthum? Es gibt nur eine reine Quelle des wahren Glaubens, und aus dieser fließen die mannigfaltigen Ströme der Religionen, die nach und nach den Schlamm der

Ufer abspülen, und sich mit Allem besudeln, was die schmutzigen Menschen hineingeworfen. Die Simonisten mögen wohl in Frankreich sein, was die Carbonari in Italien sind. Was diese wollen, weiß ich zwar auch nicht klar; doch daß sie einen edlen Zweck haben, daß sie suchen Licht in das dunkle Lügengebäude des Papstthums zu bringen und die Zwingburgen der Gewalt niederzureißen: das erfahre ich von der unbeschreiblichen Wuth, mit welcher die geistliche und weltliche Macht in Italien den Carbonarismus verfolgt.

Der hier erscheinende Globe ist das Apostel-Blatt der Simonisten; eine Art hausirende Bibel, die alle Tage den wahren Glauben frisch und warm in die Häuser bringt. Doch ich kann keine Milch vertragen und lese darum das Blatt nicht. Von den drei stereotypen Lehren, die der Globe als Motto täglich hinter seinem Titel hat, kann ich nur die erste annehmen; die zweite ist mir zu trivial; die dritte finde ich falsch und eine vierte, mir die erste, mangelt gänzlich. Erste Grundlehre: Les institutions sociales doivent avoir pour but l'amélioration du sort moral, physique et intellectuel de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre. Daß die bürgerliche Gesellschaft nur für die Mehrzahl, nur für die ärmeren Classen zu sor-

gen habe, diesem Grundsatze kann man dann erst beitreten, nachdem man stillschweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geist- und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche schon die Natur gesorgt, den Schutz und den Beistand der bürgerlichen Gesetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundsatze die reinste, heiligste und unverletzlichste Vorschrift, wie der Sittlichkeit, so der Religion übrig. Weil sie rein ist, wird sie von Allen besudelt; weil sie heilig ist, wird sie verspottet; weil unverletzlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon sprechen. Wer nur etwas gelebt hat und nur einen Tag nicht sich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedere Volk als unorganisches Produkt betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Wasser — von Gott, dem Hofarchitekten der Vornehmen und Reichen, herbeigeschafft, diesen das Leben wohnlich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen, wo der zum Himmel gestiegene Thränendunst aller der Millionen Unglücklichen als Sündfluth niederstürzen und die Reichen mit allen ihren aufgesparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu späte Reue die hohle Brust der Hartherzigen ausfüllen, und sie werden das Erbarmen, dessen Rufe sie nie gefolgt, selbst anrufen.

Zweite Grundlehre: Tous le privilèges de la naissance, sans exception, seront abolis. Werden hier die alterthümlichen bekannten Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs, oder sonst eines bevorrechteten Standes, so ist das eine so entschiedene Wahrheit, ein so fest gegründetes Recht, daß man durch ein schadenfrohes Erwähnen derselben nicht die Anmaßung des Widerspruchs herausfordern sollte. Nicht die Vernunft ist auf der Seite der Gleichheit, sondern auf der Seite der Ungleichheit ist der Wahnsinn. Aber der Vernunft ziemt es nicht, dem Wahnsinn entgegen zu treten, ihm den Weg zu versperren; sondern sie soll warten, bis er herbei kömmt, bis er losbricht. Dann soll sie ihn besprechen, heilen, und wenn er sich unheilbar zeigt, ihn an die Kette legen und unschädlich machen. Jedes Wort, noch ferner gegen den Adel gesprochen, ist ein Schwertstreich dem Schlachtfelde entzogen; die Zeit des Redens ist vorüber.

Dritte Grundlehre: A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres. Eine heillose Irrlehre! Die Wahrheit ist ganz auf der entgegengesetzten Seite. Je mehr Verdienst, je weniger Lohn; das ist die Regel der Vernunft. Verdienst ist die reine Vorausbezahlung, welche die Natur solchen Menschen leistet, denen sie vertraut, und der, dem sie geworden, hat keinen weitern

Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienstlosen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Capacität nach ihren Werken," ist auch falsch. Was der Mensch ist, bestimmt seinen Werth, und also seinen Preis, nicht das, was er thut. Ist das, was er thut, seiner Natur gemäß, ist es blos Lebensäußerung, Selbsterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; ist es seiner Natur zuwider, kann es nichts Gutes sein. Diese Irrlehre der Simonisten entspringt aus einer andern, zu welcher sie sich bekennen, der von einer Gütergemeinschaft, — eine Lehre der verderblichsten Art, weil sie den Menschen nicht allein in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch in seinen reinmenschlichen Verhältnissen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit bestehen darin, daß jeder einzelne Mensch in seiner Lebenssphäre, sei nun dieser Kreis so eng gezogen als man wolle, Despot sein darf; nicht aber darin, daß man alle diese Persönlichkeiten zerstört, und daraus einen allgemeinen Menschenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinschaftlich sind, wenn das Recht sich Alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem schönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig? Man wirft den Simonisten vor — ob der Vorwurf gegründet, weiß ich nicht —

sie wollten die Ehe aufheben. Es fällt mir schwer, das zu glauben. Manche Religionen, mancher politische Bund, haben im Verlaufe späterer Entartung sittenverderbliche Grundsätze angenommen; aber eine neue Religion, eine neue Gemeinde, wurden nie auf Sittenlosigkeit gegründet. Doch einen andern Grundsatz sprechen die Simonisten deutlich aus: den der Emancipation der Weiber. Wollen sie damit täuschen, oder täuschen sie sich selbst — ich weiß es nicht. Vielleicht heucheln sie diesen Grundsatz, um die Frauen für ihre Sekte zu gewinnen. Ist es ihnen aber Ernst, dann sind sie in einem Wahne befangen, der nur darum nicht verderblich ist, weil er nie zur Wirklichkeit werden kann. Bei einer flüchtigen Betrachtung scheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geschlecht emancipirt würde, wenn es gleiche sittliche, gleiche politische Rechte mit den Männern erhielte; der Kreis der Menschheit, scheint es, würde dadurch erweitert werden. Aber es ist Täuschung. Selbstständigkeit des Weibes würde nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch die des männlichen Geschlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menschen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht.

Sechs und sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 4. Januar 1832.

Wie können Sie nur glauben, ich wünschte darum nicht, daß meine Briefe in das Französische übersetzt würden, weil ich fürchte, der Regierung zu mißfallen? Wie sollte ich simpler Bürgersmann die Anmaßung haben, mich zu fürchten? Das ist jetzt ein Prärogativ der Krone, ein Regal der Fürsten. Ich wäre eine Art Falschmünzer, wenn ich mich mit Fürchten beschäftigte; das könnte mich den Kopf kosten. Es wäre mir darum unlieb, hier übersetzt zu werden, weil mir Angst ist, die Arbeit, von irgend einem ökonomischen Buchhändler aus Gewinnsucht veranstaltet, möchte in die wohlfeilen Hände eines Taglöhners fallen, und ich verunstaltet werden. Mein kleiner weicher Geist ist leicht außer Form gebracht. Wenn aber ein Mann, wie der Professor Willms in Straßburg, der Bruchstücke aus meinen ältern

Schriften in der Revue Germanique so vortrefflich übersetzt hat, auch die Briefe französisch herausgeben wollte, würde ich mich sehr darüber freuen.

— Wäre Herr von Raumer darum aus der preußischen Zensurbande getreten, um die Schande, Mitglied derselben gewesen zu sein, abzuwaschen — auch dann würde ihm das nicht zur Ehre gereichen; denn sein Ruf stünde immer nur auf dem Gefrierpunkte der Tadellosigkeit. Aber nein, nicht aus Buße, nicht um der beleidigten Menschheit Abbitte zu thun, hat er aufgehört Zensor zu sein; sondern aus gereizter Eitelkeit, weil er sich persönlich gekränkt fühlte, daß die Zensur sein Werk über Polen anzuzeigen verboten, that er den angstzitternden Schritt. Ich begreife es nicht, ich werde es niemals fassen, wie ein Mann, der sich nur ein wenig selbstachtet, der nicht schamlos seine ganze Menschenwürde von sich geworfen, um nackt wie ein Thier im warmen Stalle zu lagern, dort seinen Bauch zu füttern oder bei gutem Wetter auf der Gunst der großen Glückspächter herum zu grasen — wie ein solcher Mann sich dazu verstehen kann, ein Zensor, ein Henker zu werden — nein, schlimmer als ein Henker, denn dieser tödtet nur die schuldig Gerichteten — ein Meuchelmörder der Gedanken, der im Dunkeln lauert und trifft, der das Einzige, was göttlich ist am

Menschen: die Freiheit des Geistes, zerstört, daß nichts an ihm übrig bleibe, als das blöde Vieh, das vor der Peitsche seiner Treiber hergeht, und kaut und wiederkaut, was ihm seine Herren in die Krippe geworfen! Und auch hier wieder wie immer empört sich mein Herz gegen die Dummheit des Volks überall, das gar seine Macht und Uebermacht nicht kennt; das gar nicht ahnet, daß es nur zu wollen braucht, um jede verhaßte Tyrannei umzustoßen. Wenn unter den Tausenden in jeder Stadt, welche die Zensur als einen schändlichen Uebermuth verabscheuen, als eine erbärmliche Feigheit verachten, sich nur zwanzig angesehene Familienhäupter zu dem Bunde vereinigten, jeden Zensor als einen ehrlosen Menschen zu betrachten und zu behandeln, unter keinem Dache mit ihm zu wohnen, an keinem Tische mit ihm zu essen, seine Umgebungen nicht zu berühren, ihn zu fliehen wie einen Verpesteten, ihn immerfort mit Verachtung zu bestrafen, mit Spott zu necken — dann würde sich bald kein Mann von Ehre mehr finden, der Zensor würde sein wollen; ja selbst der Gefühllose, wenn er nur von einem gewissen Range ist, würde nicht den Muth haben, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und die Regierungen würden genöthigt sein, ihre Zensur den Schindersknechten anzuvertrauen, und der Anger vor dem

Thore würde bedeckt werden mit Pferdeknochen, Schafschädeln und confiscirten Büchern. Aber wie die Menschen zum Guten vereinigen? Das ist der Jammer. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jeder Gemeinde, in jeder Regierung und in jeder Amtsstube gibt es edle Menschen genug; aber Jeder glaubt, er sei allein gut gesinnt, und so fürchtend, Alle gegen sich zu haben, wagt es Keiner, mit seiner Stimme hervorzutreten, und der Sieg bleibt den Schlechten, die sich besser errathen, sich leichter finden. Das ist's, was mir vor vielen Andern den Muth gibt, für Recht und Freiheit so laut das Wort zu führen: daß ich weiß, ich stehe nicht allein, daß ich weiß, es gibt Tausende, die so gut und besser sind als ich, die meinem Rufe folgen und sich mir anschließen. Wüßte ich das nicht, glaubte ich im selbstverliebten Dünkel allein zu stehen im Vaterlande, wahrlich, ich wäre nicht der Thor, einer dummen, feigen und undankbaren Menge meine Ruhe fruchtlos aufzuopfern, und ich schwiege und duldete wie die Andern alle.

— Gleich nach Empfange Ihres Briefes schrieb ich nach Stuttgart und bestellte dort das Hofblatt, das die Donau- und Neckarzeitung gewaschen hat. Ich behalte mir vor, es zu bläuen und zu bügeln. Erwünschter konnte mir nichts kommen. Da finde ich den General-Stab und das Genie-Corps der

Süddeutschen Ministerial-Armee auf einem Flecke beisammen. In Würtemberg bereitet man sich auf die schrecklich drohende unvermeidliche Landplage der Stände mit einer Bedächtigkeit vor, zu der in unsern Tagen die Cholera alle deutsche Regierungen gewöhnt hat. Die besten Aerzte gegen den Liberalismus, die um so besser sind, weil sie die Krankheit selbst überstanden, werden herbei gerufen und zu Rathe gezogen. Die Doktoren Münch, Pahl, Lindner, von Wangenheim werden am Ständelazarethe angestellt. Da die Regierung den Liberalismus nicht für contagiös hält, sondern miasmatisch, wird sie die Angestellten keiner strengen Absonderung unterwerfen, und sich darum dem Eintritte in die Kammer von liberalen Männern wie Uhland, Pfizer und Schott nicht allzuängstlich widersetzen. Um aber den üblen Folgen einer solchen Gemeinschaft zwischen Gesunden und Kranken zu begegnen, will die Regierung in einigen Punkten freiwillige Verbesserungen vorschlagen, und hofft dadurch, „der zweiten Kammer die Gelegenheit zu benehmen, sich auf Kosten der leitenden Staatsgewalt eine unruhige Popularität zu erwerben.“ Kurz es ist zum Todtlachen, und alle die komischen Präservative gegen die Cholera sind erhaben dagegen. Die Allgemeine und die Stuttgarter Zeitung sind die

zwei großen Rauchfässer, aus welchen in einem fort Chlor-Wolken sich erheben. Herr Münch ist der Lindenblüthen-Thee, dessen Heilsamkeit gegen Erkältung er im feuchten Holland oft erprobt; Herr Lindner ist die Kupfer-Platte auf dem Magen, ein Minimum von diplomatischem Gifte, das homöopathisch heilt; Herr von Wangenheim wird wohl reiben, und wenn nichts hilft, wird die Bundesversammlung den würtemberger Ständen das Dampfbad bereiten. Die Cholera-Politik! Ich bekomme Leibschmerzen, wenn ich nur daran denke.

Die Stuttgarter Hof- und Cholera-Zeitung gehört dem Herrn von Cotta, und das auch kömmt mir sehr gelegen. Mit dem Vater der Allgemeinen Zeitung habe ich ohnedies ein ernstes Wort zu sprechen. Seine unverschämte Tochter sprach neulich ein freches Wort gegen mich aus, und hätte ich etwas darauf erwidern wollen, wäre es vom zärtlichen Vater zurück gewiesen worden, wie vor Kurzem Heine es erfahren. Nun aber werde ich nicht länger mehr der Thor sein, aus prunkender Großmuth den Vortheil der allgemeinen Sache zu vernachlässigen, weil zufällig mein eigener damit verbunden ist. Dann brauchte ja jeder schlechte Schriftsteller, jeder feile Zeitungsschreiber mich nur zu beleidigen, um vor meinem Urtheile sicher zu sein! Ich kenne die

geheime Lebensgeschichte der Allgemeinen Zeitung sehr genau, von den Jahren des französischen Direktoriums bis zum Untergange Warschau's; und es hängt blos von mir ab, ihr den Namen der deutschen Phryne zu verschaffen. Die Allgemeine Zeitung ist freilich ohne Vorliebe die gefällige Allgemeine für Alle, die bezahlen; aber das Recht hat selten Geld und das Unrecht immer, und wenn das Recht ja einmal die Gunst der Allgemeinen bezahlen kann, ist die Schöne so schlau, ehe sie das Recht einläßt, das Unrecht durch die Hinterthüre zu entlassen, damit die beiden Nebenbuhler sich nie begegnen, sich messen, und die Schöne auffordern können, endlich einmal zwischen ihnen zu wählen.

— Die Briefe von Cormenin habe ich noch nicht gelesen. Sind sie aber wirklich so herrlich, als Sie sie gefunden, dann werde ich, Ihrem Rathe folgend, sie übersetzen und mit deutschen Bemerkungen verzieren. Ich begehe jedes Staatsverbrechen, wozu Sie mich anreizen, mit tausend Freuden. Kann mir denn etwas erwünschter sein, als früher oder später auf der Frankfurter Hauptwache Ihre schöne und gute Gesellschaft zu genießen? Zwar hat diese freie Stadt Frankfurt keine Civil-Liste zu bezahlen, aber unsere Regierung muß ihr Contingent zu jeder Bundes-Tyrannei stellen, und der Senat

würde meine Gotteslästerungen über die großen Königs-Magen so streng bestrafen, als ob er selbst ein König wäre. Ja wohl ist die Sache von der größten Wichtigkeit. Nicht darauf kommt es an, ob man einem Fürsten für seine ungemeine Gefälligkeit zu regieren einige Millionen mehr oder weniger gibt — man gebe ihm so viel er braucht, so viel er wünscht, daß er zufrieden sei und uns zufrieden lasse; denn die üblen Launen eines Fürsten sind dem Lande verderblich, und zu allen Zeiten mußte das Volk sein Glück und seine Freiheit erkaufen. Sondern das ist zu bedenken: jeder überflüssige Sold, den ein Volk seinem Fürsten gibt, den dieser nicht für sich und seine Familie verwenden kann, wird dazu gebraucht, einen Hof zu bilden und zu nähren, der als giftiger Nebel sich zwischen Fürst und Volk hinzieht, und eine traurige Thronfinsterniß hervorbringt. Vielleicht ist es wahr, was die Fürstengläubigen behaupten: eine Krone sei etwas Himmlisches, eine Art Sonne, die im reinsten Lichte strahle; aber woher wollen wir Bürger das wissen? Man zerstreue den Hofdunst, der jede Krone umgibt, und dann werden wir sehen, was daran ist. Dann ist zu überlegen, daß man ganz falsch rechnet, wenn man blos die Millionen, die man einem Fürsten als Civilliste bewilligt, zählt. Diese Millionen sind nur

das Saatkorn, das dreißigfachen Ertrag gibt; diese Civilliste ist nur die Waffe, womit ein Fürst sich Alles erbeutet von seinem Volke, wonach ihm gelüstet. Ludwig XVIII. hatte fünf und dreißig Millionen; aber mit diesen fünf und dreißig Millionen holte er sich tausend andere, womit er sich und seine Creaturen für den durch die Emigration erlittenen Verlust entschädigte. Hätte er keine fünf und dreißig Millionen gehabt, sondern nicht mehr als er zu seinem Unterhalte bedurfte, hätte er die Kammer nicht bestechen können, und das heillose Gesetz der Emigranten-Entschädigung wäre nicht angenommen worden. Louis Philipp, der Pflaster-König, hat zwölf Millionen jährlicher Einkünfte aus seinem Privatvermögen, und doch verlangt er eine Civilliste von achtzehn Millionen. Die Einwohner der Stadt Bourges haben der Kammer eine Bittschrift übersendet, worin sie darauf antragen, man möchte dem Könige nicht mehr als eine halbe Million geben. Das ist nach meiner Gesinnung eine halbe Million zu viel, ich würde ihm gar nichts geben. Wer die Ehre haben will, ein großes Volk zu regieren, der mag es sich etwas kosten lassen. Frankreich konnte unter sechs Millionen Bürgern einen König wählen; aber König Philipp konnte sich kein Volk wählen; die Völker sind selten. Die Kommission der Kammer

war in ihren Ansichten getheilt. Vier Mitglieder derselben stimmten für vierzehn Millionen, die vier andern für zwölf und eine halbe, und das neunte Glied, eben Ihr verehrter Cormenin, stimmte für eine so kleine Summe, daß der ministerielle Berichterstatter der Kommission sich schämte, sie in der Kammer laut anzugeben. Dem Kronprinzen wurde überdies, daß ihm die Zeit nicht lange werde, bis er den Thron besteigt, eine Million bewilligt. Nichts empört mich mehr, als diese unverschämte Apanagirung der Erbprinzen überall. Mein Gott, wer gibt denn dem armen Volke Wartegeld, wenn es auf den Tod eines bösen Fürsten ängstlich harrt? Aber die Höfe sorgen dafür, daß die Kronprinzen schon in ihrer frühesten Jugend an Verschwendung gewöhnt werden; sie fürchten: in den reifern Jahren der Thronbesteigung möchten sie vielleicht für das Laster nicht genug Empfänglichkeit mehr haben.

Der jetzige König wird also vierzehn Millionen bekommen, eine Civilliste, die jedem Deutschen, der, wenn auch mit seinen Füßen, doch nie mit seinem Kopfe Deutschland verlassen, sehr winzig erscheinen muß. Und nach dieser Vergleichung ist sie es auch. Das Budget von Frankreich beträgt vierzehnhundert Millionen, die Civilliste mit vierzehn Millionen würde also den hundertsten Theil der Staatsausgaben

betragen. Das Budget von Baiern beträgt sieben und zwanzig Millionen, und die Civilliste des Königs drei Millionen, also den neunten Theil des ganzen Staatshaushalts. Wenn der König von Frankreich in gleichem Verhältnisse wie der König von Baiern ausgestattet wäre, würde seine Civilliste auf 155½ Millionen steigen; und wenn der König von Baiern dem Könige von Frankreich gleich gesetzt würde, sänke sein Einkommen auf 270,000 Gulden herab. Und wäre das nicht genug? Die ungeheuren Summen, die der König von Baiern verschwendet, seinen Wohnort zum neuen Athen zu machen, könnten erspart werden: München war die Stadt der Nachteule, schon ehe es Statuen und Gemälde besaß. Ist es nicht ein herzzerreißender Jammer, daß der arme Häusler im Spessart, der sich glücklich schätzt, wenn ihm nur drei Tage in der Woche die Kartoffeln mangeln, den Schweiß seiner Hände versilbern muß, damit in einer sechzig Stunden entfernten Stadt, die er nie gesehen, wohin er nie kommen wird, eine Klyptothek, eine Pynakothek, ein Odeon — Dinge, deren Namen er nicht einmal kennt — die eitle Ruhmsucht eines Königs befriedige? Und dieser kunstliebende König, der Zögling des alten freien Griechenlands, der Nacheiferer eines Perikles, hat den Stellvertretern des baierischen Volks sagen

lassen: Er würde sie auseinander treiben, wenn sie sich unterständen, ihm noch so wenig von seiner Civilliste zu streichen! Und er hat später seiner Adelskammer kund gethan, er wolle sich mit drei Millionen begnügen! und die Minister dieses Königs haben in öffentlicher Sitzung der Kammer zu verstehen gegeben: ihr Herr würde der Kammer manche Forderung bewilligen, wenn sie sich gegen die Civilliste billig zeigten! Sie — Königin der Unglücklichen, wenn diese sich je ihren Herrscher wählen dürften — haben Sie das auch wohl verstanden? Der König von Baiern ließ seinem Volke sagen, er würde ihm dieses und jenes Recht gewähren, diese und jene Freiheit bewilligen, die man doch unmöglich geschenkt verlangen könnte, wenn man sie ihm bezahlte — bezahlte! Und was hat die Kammer geantwortet? und was hat die badische gethan? und .... doch davon später. Ich will warten, bis die von Cassel auch dazu kommt, noch eine kurze Zeit warten. Und dann? Nun dann werde ich trauern, daß ich Recht behalten. Ich werde nicht Triumph! Triumph! rufen, wie es der feurige Welcker schon vor dem Siege, ja schon vor dem Kampfe gethan! Nicht für meine Eitelkeit, für mein Vaterland habe ich die Stimme erhoben, und darum weh-

klagt mein Herz über den Sieg, den mein Geist errungen .....

Ich habe es vergessen: wir glücklichen Deutschen haben einige und dreißig Fürsten, einige und dreißig Civillisten. Rechnen Sie, was das kostet, und athmen Sie dabei, wenn Sie können. Und Tausende wandern jährlich nach Amerika aus, wandern gedankenlos vorüber an einigen und dreißig duftenden Küchen, und schiffen sich ein, um in einem fremden Welttheile ihren Hunger zu stillen! .... Ich will noch einmal zur Civilliste des Königs von Frankreich zurückkehren, um Ihnen zu zeigen, wie Unrecht Sie hatten, als Sie mich so oft einen Verschwender genannt. Vergleichen Sie meinen Haushalt mit dem Louis Philipps, und Sie werden erfahren, wer von uns ökonomischer ist. Die Verschiedenheit der Verhältnisse mögen Sie immer dabei berücksichtigen. Freilich ist Louis Philipp König und ich bin keiner, und habe auch, wie die Mannheimer Zeitung meint, wenig Hoffnung einer zu werden. Freilich hat König Philipp eine Frau und sieben Kinder, und ich bin, Gott sei Dank, unverheirathet. Aber auf der andern Seite hat König Louis Philipp freie Wohnung, und ich muß die meinige bezahlen; er hat freies Holz aus seinen Wäldern; er hat eine Frau, die ihm die Wirthschaft führt, und ich muß Alles

selbst besorgen und werde geprellt. Also das gleicht sich aus. Und jetzt stellen Sie unsere Bedürfnisse nebeneinander. Die meinigen sind Ihnen bekannt, ich brauche Ihnen also blos die des Königs mitzutheilen, wie sie vor einiger Zeit bekannt gemacht wurden. Für Doktor und Apotheker jährlich 80,000 Fr. Ich bin viel krank dàs Jahr durch und weiß, was es kostet — nicht geheilt zu werden. Der Hofstaat des Königs soll aus tausend Personen bestehen (doch das ist viel zu viel). Nun wird angenommen, daß unter tausend Menschen einer das ganze Jahr durch krank ist. Ich will zugeben, daß die Hofkrankheiten immer von der gefährlichsten Art seien, die täglich zwei ärztliche Visiten erfordern. Jede Visite zu 10 Fr. gerechnet, also täglich 20 Fr., macht das jährlich 7,900 Fr. Arztlohn. Täglich für 2 Fr. Medizin, beträgt jährlich 730 Fr., also Arzt und Apotheker zusammen kosten jährlich 8,630 Fr., woher nun 80,000? Das ist Verschwendung. — Livrée-Bediente 200,000 Fr., zu viel. Besoldete Tagediebe von Rang, 650,000 Fr., unerhört! Küche 780,000 Fr., davon werde ich in meinem künftigen Werke: von den Königs-Magen weitläufiger sprechen. Keller 180,000: die Flasche zu 5 Fr. gerechnet, käme auf das Jahr 36,000 Flaschen, und auf den Tag 100. Können

Mann und Frau und Schwester und sieben Kinder, meistens Frauenzimmer, täglich 100 Flaschen Wein trinken? Und denken Sie nicht etwa, daß darunter der Gebrauch für fremde Tischgäste mitbegriffen sei, denn die Ausgabe für diese werden unter dem Artikel Feten besonders mit 400,000 Fr. berechnet. — Für 300 Pferde jährlich 900,000 Fr., also jedes Pferd 3000 Fr. Ein Pariser Blatt bemerkte: Tausende in Paris würden sich glücklich schätzen, wenn sie zu ihrem Lager das Stroh jener Pferde hätten. Und erinnern Sie sich noch des herrlichen Marstalles in Hannover, des dortigen Museums, das alle Reisende, alle neugierigen Damen besuchen? Einige hundert Pferde zum Gebrauche eines Königs, der seit hundert Jahren nicht in Hannover residirte, werden dort gefüttert mit dem Brode, getränkt mit dem Schweiße der unglücklichen Unterthanen, damit die Majestät des Thrones auch in Abwesenheit des Königs sichtbar werde. Und wenn es kalt ist in Hannover, aber recht kalt, so daß die Thränen der Unglücklichen zu Eis werden, dann — wird in der Nacht Stroh gestreut auf dem Steinboden des Marstalles, quer über die durchlaufende trübe Gosse gelegt, und die armen Leute, die kein Holz haben und kein Bett und keine Suppe haben, ihre erfrorenen Glieder zu wärmen, dürfen dahin kommen und dort

schlafen zwischen den königlichen Pferden bis der Tag graut. Es ist keine Verschwendung, wie man sie oft den Höfen vorwirft; o nein. Das Stroh kann man den andern Tag für die Pferde gebrauchen, und den Stellvertretern der königlichen Majestät ist der warme Dunst so vieler Menschen ohnedies gedeihlich. Gott, Gott! nein, Teufel, Teufel! Da wir doch keine Heiden mehr sein dürfen, welche die menschlichen Götter anriefen!

Weiter. Für Heizung 250,000 Fr. Damit könnte man ganz Sibirien wärmen, und das Holz wäre dort besser verwendet, damit unsere armen Polen nicht erfrieren. Uebrigens steht die ganze Ausgabe betrügerisch da, da der König sein Holz aus seinen Domainen-Waldungen zieht, und es also nicht zu bezahlen braucht. — Beleuchtung 370,000 Fr., und trotz den vielen Kerzen lebt König Philipp, wie jeder König, immer im Dunkeln! Wäsche 160,000 Franken. Rechnen Sie mir aus, wie das möglich ist. Musik, Theater 300,000 Fr. Reisen eine Million; Geschenke 160,000 Fr. Ein Fürst hat gut schenken! Und alle diese Ausgaben zusammen nennt man an den Höfen: die kleinen Vergnügungen der Fürsten, les menus plaisirs. Was kosten ihnen nicht erst ihre großen Freuden, Kriege, Eroberungen, Maitressen, Leibgarden, Günst-

linge, Bestechungen, geheime Polizei! Und fragen Sie vielleicht, aber im Ernste, wie sind solche große unmögliche Bedürfnisse nachzuweisen? ist die Antwort: höchstens der vierte Theil dieser Summe wird zu angegebenem Gebrauche verwendet; drei Viertheile werden gestohlen, kommen in die Hände einiger begünstigten Lieferanten, die den Vortheil mit dem Hofminister theilen. Aber nicht der König, das Volk wird betrogen, welches die Civilliste bezahlen muß.

Neulich las ich einige merkwürdige Beispiele von Hof-Gaunereien. Die Kaiserin Katharina von Rußland, welche ihren Haushalt selbst übersah, fand einmal in der Rechnung 28,000 Fr. für Talglichter angesetzt. Diese große Summe fiel ihr um so mehr auf, da sie den strengsten Befehl gegeben hatte, daß an ihrem Hofe kein Talglicht gebrannt werden sollte. Sie stellte Untersuchungen an, und da fand sich, daß der junge Prinz, nachmaliger Kaiser Alexander, sich ein Talglicht hatte kommen lassen, um damit seine aufgesprungene Lippe zu bestreichen. Der Lakai, der das Licht kaufte, stellte vier Pfund in Rechnung, der Vorgesetzte über ihn machte eine Summe von 300 Fr. daraus, und so von Diener zu Diener hinaufsteigend, schwoll die Summe immer höher an, bis endlich der Oberhof-Intendant die runde Summe von 28,000 Fr. zu Papier brachte. Ludwig XVIII. hat berechnet,

daß ihm jedes frische Ei, das er verzehre, auf 30 Fr. zu stehen komme. Es ist wahr, die Hofdiebe treiben ihr Handwerk mit großer Genialität, und ich selbst, wenn ich Richter wäre, würde mich bedenken, solche große Künstler an den Galgen zu bringen. Solche Geschichten wären sehr spaßhaft, sehr unterhaltend, wenn nur das Volk den theuern Spaß nicht bezahlen müßte.

Donnerstag, den 5. Januar.

Gestern war in diesem Winter der erste Abend bei ***. Das ganze Perpetuum Mobile der Kammer war da; Odillon-Barrot, Pagès, Clauzel, Lamarque, Mauguin, und wie sie sonst alle heißen. Auch die Generale Romarino und Langermann, Lelewell und noch viel andere confiscirte Polen. Wenn man den Lelewell sieht und hört, sollte man es ihm nicht zutrauen, daß er den Geist und Muth hätte, vor einer Revolution herzugehen. Er sieht so zerquetscht aus, spricht so matt und gebrochen, hat ein so furchtbares Organ, daß man ihn für einen deutschen Stubengelehrten halten sollte. Doch vielleicht hat ihn das Unglück seines Vaterlandes niedergeworfen; vielleicht auch (und das ist das Wahrscheinlichste) ist er bedenklich, an öffentlichen Orten frei zu sprechen. Denn ein anderer Pole klagte mir, es wäre ein Jammer und eine Schande, wie viele Spione es unter ihnen in Paris gäbe. Unter den anwesenden Deutschen war auch Börne, der Verfasser „der berüchtigten Briefe aus Paris," wie sie die berühmte Allgemeine Zeitung nur allzugelinde nennt. Er mußte mich wohl für einen Franzosen gehalten haben; denn er unterhielt sich mit einem Deutschen über Dinge, die gewiß Keiner hören sollte, und es hinderte ihn

gar nicht, daß ich ganz nah dabei stand. Und so habe ich denn gehört, wie dieser Freiheitsheld, dieser Demagog, dieser Fürstenknacker, zu dem Andern sagte: er verspräche, wenn er ihm ein Pfund Rauchtabak und ein halbes Pfund Schnupftabak aus Deutschland verschaffte, dafür seinen Fürsten, so viel und so lange er wolle, öffentlich zu loben. Und für einen so heillosen Menschen, der für anderthalb Pfund Tabak sein Gewissen verkauft, können Sie eingenommen sein? Der Deutsche, dem er dieses Anerbieten machte, war Herr von *** aus ***.

Es herrschte eine besonders große Bewegung in der Gesellschaft. Die Herren waren noch ganz heiß von der Kammersitzung, in der an diesem Tage ein heftiger Aufruhr statt fand, weil Montalivet die Franzosen Unterthanen des Königs genannt. Sie werden das in der Zeitung gelesen haben. *** ließ die seitdem bekannt gewordene Protestation in der Gesellschaft circuliren, welche die anwesenden Deputirten unterschrieben. Um Mitternacht rief mich Mauguin in ein abgelegenes Cabinet, wo ich ***, den General *** und *** an einem Tische mit Schreiben beschäftigt fand. Die deutschen Angelegenheiten kamen da zur Sprache. Was dort verhandelt worden, wage ich nicht dem Papiere anzuvertrauen, und es in unsere Sprache zu übersetzen, habe ich heute keine Zeit.

Doch eine wichtige Aeußerung des Generals *** muß ich Ihnen mittheilen. (P. 414. T. 4. Monat 18.) „Soli Branz, Resseo pariam vorum „catibis, press ar littotas massica plissos, voris„silo caruss ab itanis. Os? pervens politan. „Ciro! navira canti babus sirneos romarinos; „vertel. Cassus iran poplita poplites, varinà „faessionibus. Venamos pur? valemi naro inoi„tamentamus. Pasti? marmorum quesitan. Cass „ab, papiron gash." Ich fragte ***, welche Garantie man den Deutschen gäbe? Darauf brach er in ein lautes und boshaftes Lachen aus, und sprach: Ihr seid ein Volk und verlangt Garantie? Ich schämte mich meiner Uebereilung, und um meine Verlegenheit zu verbergen, erzählte ich ihm eine bekannte deutsche Anekdote. Kaiser Joseph errichtete zwei Regimenter von lauter Juden. Als diese einmal in Friedenszeiten Nachts durch einen Wald marschiren sollten, baten sie den General, er möchte ihnen Bedeckung mitgeben, weil, wie das Gerücht ging, Räuber den Wald unsicher machten. Praxas kuhu, praxas kuhu — sagte ich noch. Mündlich das Nähere.

— Heute schickte mir der hiesige Gesandte der freien Städte ein Protokoll der Frankfurter Polizei mit, das ihm für mich zugeschickt worden war. Ich

habe es aber auch gar zu gut und bequem in dieser Welt, über die alle Menschen klagen, und mein Hôtel des menus plaisirs ist viel reicher versorgt, wie das des Königs. Wie glücklich war ich als ich den guten alten Kanzlei-Styl wieder sah! Ich drückte ihn an mein Herz, ich küßte ihn. Ein Ruf zu einem Staatsamte in Form eines Steckbriefes abgefaßt. Das Protokoll ist geschrieben „in Gegenwart Sr. Hochwohlgeboren des wohlregierenden jüngern Herrn Bürgermeisters Herrn Senatoris Dris Miltenberg; S. T. Herrn Senatoris Dris Behrends; S. T. Hoff, des Raths, und meiner des Actuarii Münch.“ Herr, wird meinem Namen niemals vorgesetzt, sondern ich heiße immer der Dr. Ludwig Baruch modo Boerne. Das Herr, das sie mir gestohlen, schenkten sie dem jüngern Bürgermeister, so daß dieser zweimal Herr vor seinem Namen hat. Er hätte es nicht annehmen sollen. Heißt das wohl regieren? Ich mußte in Gegenwart meiner, des Dris Ludwig Baruch modo Boerne, herzlich lachen über das Polizei-Protokoll. Es hat 57 Zeilen und nur ein einziges Punktum. Es fängt an: „als vorkam, daß des zufolge,“ und endet: „zu sistiren habe.“ Hat man je eine Schrift gelesen, die anfängt: als vorkam, daß des zufolge? Konnte da je etwas Gutes daraus werden?

In der Mitte des Protokolls heißt es: Nach dem Reichs-Deputations-Schluß von 1803 müsse ich als Pensionair ein Amt annehmen, und nach meiner Vorstellung an den Senat vom 19. Juli 1815 wollte ich eines annehmen. Da ich nun zugleich müßte und wollte, sollte ich mich sistiren, um der Frankfurter Polizei in ihrer großen Verlegenheit auszuhelfen; denn sie könnte ohne mich länger nicht mehr fertig werden. Ich schicke morgen dem Dr. Reinganum das Protokoll, und bei dem können Sie es lesen. Bringen Sie aber einige Punkte hinein, es könnte sonst Ihrer Brust schaden. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Es ist gräulich, wie Eduard Meier in Hamburg sagt; und, was zu arg ist, ist zu arg, wie er ebenfalls sagt; und, da muß Einem die Geduld reißen, wie er nicht minder sagt. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Das ist ja noch ärger wie Falstaffs Wirthshaus-Rechnung. Ein Penny für Brod und dreißig Schilling für Sekt. O Herr Aktuarius Münch, warum haben Sie nichts von mir profitirt? Ich war drei Jahre Ihr College, und Sie hätten von mir lernen können, wie man Punkte setzt, Fallen stellt, Schlingen legt.

Dem *** werde ich nicht schreiben, das habe ich mir schon früher vorgenommen. Glauben Sie

doch ja nicht, daß mir solche Dinge Gemüthsbewegung machen. Unangenehme Berührungen von Menschen weiß ich leicht zu heilen. So oft mir ein Narr oder ein Bösewicht vorkommt, erhebe ich ihn zu einem Narrenkönig, oder zu einem Könige der Bösewichter. Dann sehe ich sein ganzes Volk hinter ihm, und mit der Menschheit darf man nicht rechten. Gott hat sie geschaffen, wie sie ist, und hat allein alles zu verantworten. *** ist mir ein solcher Narrenkönig. „Ich kann dich nur beklagen" — kommt das nicht in einer Oper, ich glaube in der Zauberflöte vor? Nun, ich sage dem ***: Ich kann dich nur beklagen, eitler Narrenkönig!

Den Cormenin, und was Sie sonst wünschen, werde ich Ihnen durch die erste Gelegenheit schicken. Drei Briefe sind erschienen, und jetzt in einer Brochüre vereinigt herausgekommen. Den dritten Brief habe ich gelesen. Es ist die Weisheit in Zahlen und ist die Thorheit in Zahlen. So, und nur so allein muß man die Menschen belehren; denn sie sind so dumm, daß sie nichts begreifen, was sie nicht zählen können. Sie sind gar zu dumm, die Menschen! Wenn sie nur einen einzigen Tag wollten, oder nur einen einzigen Tag nicht wollten, dann wäre wenigstens allen Leiden ein Ende gemacht, die von den Menschen kommen, und blieben dann nur noch Ueber=

schwemmungen, Erdbeben, Krankheiten übrig, welche Plagen nicht viel bedeuten. Aber wollen! Das ist's. Nicht wollen; das ist's noch mehr. Kaiser Maximilian hatte einen Hofnarren, der sagte ihm einmal: Wenn wir nun Alle einmal nicht mehr wollen, was willst du dann thun? Ich weiß nicht, was der Kaiser darauf geantwortet; aber der Narr, der schon vor länger als drei Jahrhunderten einen solchen großen Gedanken haben konnte, mußte ein erhabner Geist gewesen sein.

Sieben und sechzigster Brief.

Paris, Montag, den 9. Januar 1832.

Gestern war ein schönes Concert im italienischen Theater, wobei mir, wie gewöhnlich, das letzte Musikstück am besten gefiel; denn ich bin immer froh, wenn ein Concert zu Ende ist. Es ist mit dem Kunstgenusse, wie mit dem sinnlichen: Ohr, Auge, die Seele haben einen Punkt der Sättigung, den, erreicht, alles weitere nicht mehr mundet, noch gut bekömmt. Die vielen und besonders verschiedenartigen musikalischen Gerichte, eines nach dem andern vorgesetzt, stumpfen die Empfänglichkeit ab, und richten das Urtheil ganz zu Grunde. Es ist eine abscheuliche Ueppigkeit, die den Menschen endlich empfindungsarm macht. Dieses im Vorbeigehen; denn man soll jede Gelegenheit benutzen, einer Freundin etwas Philosophie in Verwahrung zu geben. Die Zeit kann

kommen, daß man sie bei ihr braucht, und dann ist der überraschende Vorrath sehr angenehm.

Meine Malibran hatte einen starken Husten und sang schlecht. Das verzieh ich ihr auf der Stelle. Aber sie trug ein Kleid von rothem Sammet, das einen reifrockartigen Umfang hatte, und das konnte ich ihr anfänglich nicht verzeihen. Als aber darauf Herr von Berriot erschien, verzieh ich ihr das auch. Es ist das liebenswürdigste Gesicht, das mir je an einem Manne vorgekommen. Er ist bescheiden, sinnig, voll Geist und Gemüth. So ist auch sein körperlicher Anstand und so sein Spiel. Paganini's Humor hat er nicht, vielleicht auch nicht seine Tiefe; aber seine Höhe und eine Harmonie, die Paganini nicht hat. Grazie möchte ich in seinem Spiel nicht nennen, was ein besseres Wort verdiente; denn mit Grazie verbindet man doch immer die Vorstellung einer weiblichen Kraftlosigkeit; doch weiß ich nicht, wie ich es nennen soll. Was mir an Berriot am meisten gefiel, war seine Anspruchlosigkeit sowohl in seinem Vortrage als in seiner Komposition. Ich habe an andern großen Komponisten und Virtuosen oft bemerkt, daß sie ihrer gelungensten Stellen sich selbst bewußt sind, und wenn sie an diese kommen, gleichsam zur Bewunderung herausfordern. Berriot bleibt sich immer gleich, gibt keinem Theile seines

Spieles und seiner Komposition einen Vorzug vor dem andern, und fordert keinen für ihn. Kurz, Berriot ist ein Nebenbuhler, der meiner würdig ist, und da Madame Malibran das Unglück hat, mich gar nicht zu kennen, konnte sie keine bessere Wahl treffen.

Schon seit zehn Jahren komme ich nach Paris, und erst vor vierzehn Tagen habe ich die berühmte Mars zum erstenmal spielen sehen. Aber daß Sie ja meine Ungeschicklichkeiten Keinem verrathen! Ich hätte Ihnen früher über jenen Abend geschrieben, aber ich wußte nicht, was ich Ihnen sagen sollte, und ich weiß es heute noch nicht was ich davon denken soll. Die Sache ist: ich habe alle Uebung im Kunsturtheile verloren. In früheren Jahren war ich, wie mich mehrere dramatische Dichter und Schauspieler, deren Stücke und deren Spiel ich gelobt, versichert haben, ein sehr guter Theaterkritiker; aber seitdem hat das unverschämt prosaische Europa mich aus aller Aesthetik geworfen. Ich glaube, daß die Mars die größte Künstlerin ist, als welche sie den Ruhm hat; aber ich weiß es noch nicht. Doch weiß ich auch nichts im geringsten, was diesen Glauben schwankend machen könnte. So viel merkte ich wohl, daß sie in den gewöhnlichen Momenten des Spiels sehr ökonomisch ist mit ihren Mitteln,

und man darum, den Reichthum ihrer Kunst zu beurtheilen, erst jene Feierlichkeiten des Herzens abwarten soll, in welchem sich Glanz und Aufwand zeigen muß. Zu solchen Feierlichkeiten boten aber die beiden Stücke, in welchen sie auftrat, keinen Anlaß. Es waren: l'Ecole des Vieillards von Delavigne, und les fausses confidences von Marivaux. Mir behagen die neuen Lustspiele nicht, auch nicht die bessern. Die alten guten Komödien gaben uns Federzeichnungen, geistreiche Umrisse von Charakteren, die Leser, Zuhörer und Schauspieler ausmalten. Das beschäftigte den Geist, und gab der Kunst Beschäftigung. Die neuen Komödiendichter aber, ohne Geist und ohne Erfindung wie sie sind, zeigen ihre Kunst nur in den Farben, und darum bleibt dem Schauspieler nichts weiter übrig, als ein Stück, das ihm nichts zu ergänzen gelassen, zu kopiren. Das Drama Delavignes ist solcher modernen Art, und selbst eine Mars konnte die Feinheit ihrer Rolle nicht noch feiner ausspinnen, und wer daher, wie ich, das Stück gelesen und gut verstanden, erfuhr nichts Neues von ihr. In dem alten Lustspiele les fausses confidences, fand ich die Mars zu modern. Was allen männlichen Rollen in dem Stücke gelang, ihren Empfindungen etwas Perückenartiges zu geben, mußte einem schönthuenden Frauenzimmer mißlingen.

Thut denn die Mars schön? — werden Sie mich vielleicht mit Verwunderung fragen. Doch vergessen Sie nicht, daß es zehn Jahre sind, daß Sie sie gesehen, und zehn Jahre sind ein Jahrhundert im Leben eines Frauenzimmers. Ich will es bekennen, daß die Mars mir nicht gefiel, weil sie alt ist. Zu meinem Unglücke saß ich ihr ganz nahe, und glaubte überdies meinem boshaften Vergrößerungs-Glase, das selbst eine Hebe verläumdet. O die Runzeln, diese Särge ohne Deckel! Und das graudämmernde Lächeln, das mit dem letzten Strahle der untergegangenen Schönheit gemischt ist! Lächeln aber ist die ganze Kunst einer Schauspielerin in diesen modernen Komödien, wo Tugend und Laster, Treue und Verrath, Liebe und Haß, Kraft und Mattigkeit, zu dem bequemen und leicht verdaulichen Ragout, das man gesellschaftliches Leben nennt, zusammengelächelt sind. Die Schauspielerin, die nicht mehr gut lächeln kann, soll die Medea spielen, die Clytemnestra — oder die Antigone, aber nicht die junge Frau eines alten Mannes, in diesem reconvalescirenden noch schwachen Jahrhunderte. Ach die Weiber, welchen höchstens der Spiegel sagt, daß sie alt geworden, aber nie das Herz! Und wenn nun die müden alten Züge des Gesichts der Empfindung nicht mehr nachkommen können — es ist gar zu traurig. Ich hätte der

alten Mars gern die Jugend und Schönheit meiner achtzehnjährigen Geliebten auf den Abend geliehen, und hätte mit einer zahnlosen Braut den ganzen Abend gekos't; so gerührt war ich. Die abscheulichen Runzeln! Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht lachen müßte, daß ich ein Mann geworden. Und wenn ich den Spiegel küßte, ich sehe keine Runzeln in meinem Gesichte. Und doch sind sie da; aber wir Männer haben keine Augen dafür. Ja die Weiber haben keinen bessern Freund als mich, und einen der seltensten Art; einen Freund in der Noth und nur in der Noth, nicht im Glücke. An euern Freuden will ich nicht Theil haben, ich habe keinen Sinn dafür; aber euere Leiden von verrathener Liebe bis zum Schmerze eines besiegten Hutes: sie sind mir alle heilig.

Die Mars hatte wegen Krankheit seit einem Jahre nicht spielen können, und da sie nun zum Erstenmale wieder auftrat, wurde sie mit lebhaftem, aber doch nicht mit jenem stürmischen Beifalle empfangen, welcher im Anfange des Winters der Malibran zu Theil ward, als sie von einer Kunstreise von einigen Monaten, die sie in Gesellschaft des Herrn von Berriot gemacht, zurückkehrte. Jugend und Schönheit haben Kredit, die alte Mars mußte den Beifall mit ihrem Spiele baar vorauszahlen. Nicht wegen, aber trotz

der Mars hätte ich mich diesen Komödien-Abend sehr gelangweilt, hätte nicht Monrose mitgespielt in Marivaux's Stücke. Monrose ist ein unvergleichlicher Schauspieler für alle spitzbübische Bedienten, welche in neuerer Zeit durch die Konkurrenz ihrer Herren ganz zu Grunde gerichtet worden. Die Schelmerei ist so wenig schändlich mehr, daß man die vertrauten Bedienten nicht mehr braucht; denn man thut alles selbst, und öffentlich. Auch dadurch hat die neue Komödie viel verloren. Monrose ist ein herrliches antikes Kunstwerk. Der König war auch im Theater. Den vorigen Winter sah ich ihn in den Fourberies de Scapin — nicht den König, sondern Monrose — und erstaunte über sein Talent. Er wurde mit Beifalls-Aeußerungen empfangen — nicht Monrose, sondern der König — der Zorn über meine dicke Dinte hat mich ganz verwirrt gemacht, und ich weiß gar nicht, was ich schreibe — aber es waren einstudirte Choristen, das merkte man gleich.

Von den Briefen eines Verstorbenen im Morgenblatte habe ich die, welche mich betreffen, aber nur flüchtig gelesen; die andern noch gar nicht. Ich werde sie mir zu verschaffen suchen, und dann auch darüber sprechen. Ich glaube, daß sie Robert geschrieben. Der unglückliche Robert, der an den Ufern der Oos trauert, daß in den Stürmen der

Julirevolution seine nicht assekurirten Vaudevilles untergegangen! Dort sinnt und sinnt er, wie zu machen, daß von ihm gesprochen werde. Dem Manne kann geholfen werden, — sage ich, wie Karl Moor in den Räubern.

Acht und sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 11. Januar 1832.

Gestern war ich wieder bei dem monatlichen encyclopädischen Diner. Die Gesellschaft war gut, das Essen schlecht. Es compensirt sich alles; bei den Aristokraten speist man besser. Ich habe mich viel mit Polen unterhalten, mit den Generalen Langerman und Uminski. Letzterer war erfreut, mich kennen zu lernen; er hatte in Straßburg meine Briefe gelesen. Mehreren Anwesenden wurde ich vorgestellt als ein Allemand très distingué. Bei Tische wieder die gewöhnlichen Toaste auf alle Völker des Erdenrundes und die Deutschen zuletzt, wie immer. Jullien hat eine halbe Stunde sehr schön gesprochen. Der Trink-Refrain à l'union des peuples kettete Volk an Volk, und nahm sich in der Wiederholung recht musikalisch aus. Und wäre es auch blos eine Komödie — ist nicht die Bühne eine Beglaubigung des Lebens? Von den Mitgliedern der letzten pol-

nischen Revolutions-Regierung waren auch zwei anwesend, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der der Finanzen. Der Letztere war sehr freundlich gegen mich, und wird mich besuchen. *** war poetisch und hat ihm erzählt: jedes Wort in meinen Briefen wäre eine Thräne, den Polen geweint. Und das geschah vor dem Essen, da er noch nicht getrunken! Die Thränen machten Eindruck auf einen Finanz-Minister; ist das nicht merkwürdig? Bei dem Toaste auf die Deutschen wurde des Herrn Bo-erne des Allemand distingué und seiner Lettres de Paris gedacht. Zum Glücke für uns Deutsche haben auch mehrere andere Nationen auf die Gesundheit nicht geantwortet, und man bemerkte unsere Blödigkeit nicht. Nach dem Toaste auf die Spanier wurde ein Gedicht l'Espagne et Torrijos, à Ferdinand VII. von Barthelemy gelesen. Barthelemy und Mery geben seit einem Jahre eine politische Wochenschrift in Versen unter dem Namen Némésis heraus. Der schändliche Mord des Torrijos und fünfzig seiner Unglücksgefährten, die kürzlich in Malaga erschossen wurden, gab Stoff zu erwähntem Gedichte. Da Sie es in Frankfurt sicher nicht haben, will ich Ihnen diejenigen Stellen mittheilen, die von der Versammlung mit stürmischem Beifalle aufgenommen wurden.

Voilà ce roi chrétien, que sa mère appellait
Ferdinand coeur de tigre et tête de Mulet:

C'est le type incarné de l'absolu pouvoir.
— D'un clergé despote orguellieux mannequin,
Je pare le gibet d'un cordon Franciscain.

L'Espagne est pour l'Europe une place de Grève.

Chose horrible! on dirait que depuis neuf années,
Comme sur des gradins, assise aux Pyrenées,
L'Europe, par plaisir, contemple avec effroi
La liberté qui meurt sous les griffes d'un roi.
Et nous, pour admirer ce long martyrologe,
Nous nous sommes placés dans la premièro loge —

Et nous, nous peuple fier qui, sous le grand drapeau,
Chassons les rois mauvais comme un lâche troupeau,
Nous qui pouvons si bien leur tendre une main forte,
Nous souffrons qu'on les pende au seuil de notre porte,
Et les pieds convulsifs de ceux qui sont mourir
Sont comme les marteaux qui nous disent d'ouvrir!
Et quel est donc le Dieu, le Baal espagnol,
Pour qui fume ce sang repandu sur le sol?
Quel est l'homme assez fort pour que dans ses domaines
On recrute pour lui des victimes humaines?
Eh bien! connaissez donc le monarque puissant
Qui reçoit en tribut l'holocauste de sang.
C'est un Bourbon qui suit de ses aïeux la trace,
Imbécille héritier d'une stupide race;
Un roi caputchonné qui dans une oraison
Mêle un verset d'église avec la pendaison;

Comme Charles son père, en hurlant il dévore
Les boeufs amoncelés qui palpitent encore. *)
Signe de son instinct, il a sous un front chauve
Le cerveau déprimé, comme une bête fauve.
Roi fangeux, que le ciel pétrit dans sa colère,
Voilà pourtant celui que l'Europe tolère!

Triste peuple, cadavre empoisonné d'ulcères,
La vermine du cloître a rongé ses viscères.

Dans les jours solennels, courbé sur son chemin
L'ambassadeur Français va lui baiser la main;
Tr!!! par son envoyé, quand cet affront la touche,
La France avec horreur doit essuyer la bouche;
La main de l'Egorgeur! la main de Ferdinand!
Il n'est rien de plus vil dans tout le continent!

Oh! des peuples souffrans la justice est tardive,
Elle a le pied boiteux, mais enfin elle arrive;
Le peuple est patient car il est éternel,
Nos pleures ont coulé sur le sang fraternel!

---

*) Les Bourbons sont des rois mangeurs. On sait quelle énorme consommation de viandes faisait en Angléterre Louis-le-désiré. Charles IV. a surpassé par sa voracité tous les rois de sa race. Nous l'avons vu à Marseille et nous avons même assisté à ses repas; au moment où l'on apportait les filets de boeuf saignant, il s'agitait avec convulsion sur son fauteuil et poussait des rugissemens rauques comme ceux du tigre. Son fils Ferdinand n'a pas dégénéré; il conserve encore ce royal appétit.

Je ne peux pas juger le roi par contumace,
La France contre Lui doit se lever en masse;
Cette fois nous avons le droit d'intervenir,
Oui, quand un criminel si grand est à punir;
Quand son nom fait bouillir la haine universelle,
Il faut le reclamer du sol qui le recèle;
Si cet infame roi, fuyant de son palais,
Court chercher un asile au Gibraltar anglais,
Il faudra, par pudeur, qu'on nous le restitue,
Car il faut voir la fin d'un règne de forfaits;
Les peuples de l'Espagne, une fois satisfaits,
Epouvantant les rois d'un juste régicide
Suspendront son cadavre aux colonnes d'Alcide.

Freitag, den 13. Januar.

Wie war ich mit Ihrem gestrigen Briefe überrascht, ehe ich ihn geöffnet! Aber als ich ihn las, mußte ich heulen wie ein Kind, das sich ein Loch in den Kopf gefallen. Schreiben Sie mir keine solchen Briefe mehr; man kann nicht Mann genug sein in dieser kriegerischen Zeit... Wollen Sie sich denn Ihre Aengstlichkeit niemals abgewöhnen? Habe ich Ihnen nicht erst kürzlich erklärt, wie es jetzt ein Majestäts-Verbrechen geworden, sich zu fürchten, weil es ein Eingriff in die Rechte der Krone ist? — Die englischen Blätter lese ich nicht; ich kann also nicht sagen, ob Uebersetzungen meiner Briefe darin angekündigt, oder überhaupt davon gesprochen worden. Aber hier in Paris erscheinen zwei Uebersetzungen. Die eine ist im Courier von gestern angezeigt. Lesen Sie selbst, was dabei gesagt ist. Welcher Buchhändler die andere herausgibt, weiß ich nicht. Im Literaturblatte, (der Beilage zum Morgenblatte vom 19. Dezember 1831) sagt Menzel bei Gelegenheit einer Beurtheilung über Wilhelm Müllers Schriften etwas über mich, das Sie erfreuen wird.

Lesen Sie es ja. Er vergleicht die Verfolgungen, die ich jetzt von den Philistern zu ertragen habe, mit denen, welchen Lord Byron ausgesetzt war, und wie wir beide aus gleichem Grunde verkannt werden. Ich bin dem Menzel für seinen guten Willen und seine schmeichelhafte Zusammenstellung sehr großen Dank schuldig; aber die Vergleichung muß ich zurückweisen, ich habe sie weder verdient noch verschuldet. So zerrissenen Herzens bin ich nicht wie Byron. So wie er habe ich nie an der Menschheit verzweifelt. Sie ist mir klar und darum ist sie mir schuldlos. Gott ist in ihr, der Teufel nur in ihren Quälern. Und gegen diesen sich nicht blos zu bekreuzigen, sondern ihm mit Wort und Schwert entgegen zu treten; denn er hat ein Ohr, das man schrecken, Fleisch und Bein, das man treffen kann — dazu muntere ich die Schläfrigen auf, dazu mache ich die Abergläubigen beherzt. Auch an Deutschland verzweifle ich nicht, wie Menzel glaubt. Man schilt keinen Bettler wegen seines Geizes, den Reichen schilt man. Ein Volk ist ein einziges Kind. Auch mit Liebe im Herzen muß man es schelten; schelten über jeden Fehler, und wenn der Fehler auch der Dorn einer Tugend wäre. Es ist nicht meine Schuld, es ist mein Verdienst, wenn ich ein besserer Pädagog bin, als es mancher Andere ist. Es gibt nachtwandelnde Völker; aber die Nacht eines

Volkes ist lang, sehr lang, sie zählt Tage und Jahre und Jahrhunderte und besser, daß man solch ein nachtwandelndes Volk anrufe, und könnte auch geschehen, daß es den Hals darüber bräche, als es so fort dämmern zu lassen, in schwankender Mitte zwischen Thier und Pflanze, in schwankender Mitte zwischen Schlaf und Tod.

Samstag, den 14. Januar.

Nachfolgendes Gedicht von Berenger zirkulirt in der Handschrift. Dem guten Manne mag es in St. Pelagie nicht gefallen haben, und darum läßt er es wohl nicht drucken.

La Paix.

J'aime la paix, je hais la guerre,
La guerre ne va qu'aux héros;
Et moi par goût, par caractère
Je cherche avant tout le repos.
Les seuls conseils de la prudence
Doivent me régler désormais.
Pour moi d'abord et pour la France
Je veux la paix.

Grace à mes flatteurs, je l'avoue,
J'ai de la gloire à bon marché
Et de maint exploit on me loue
Où mon courage a trébuché.
Aussi de Valmy, de Jemapes
Pour ne point gâter les hauts faits
Gardons bien qu'on ne m'y rattrape,
Je veux la paix.

De l'empire on veut les frontières,
On veut l'agrandir, et pourquoi?
Mon dieu! la France de nos pères

Est déjà trop grand pour moi.
Si quelque voisin le propose
De grand coeur ici je permets
Qu'on en rogne encore quelque chose;
Je veux la paix.

Un conquérant dans sa manie
Fit une France exprès pour lui,
Aussi vaste que son génie.
Il en faut une autre aujourd'hui.
Formons loin des champs de bataille
Sans jaloux, sans peine, sans frais,
Un petit royaume à ma taille.
Je veux la paix.

D'un oeil sec j'ai vu la Belgique
Briser le sceptre de Nassau,
Je vois la Pologne héroique
Lutter au bord de son tombeau;
L'Italie en vain nous appelle,
Tranquille au fond de mon palais
Qu'autour de moi le sang ruisselle;
Je veux la paix.

Oui je redoute les alarmes,
J'abhorre le bruit du canon,
Et je vous ai donné pour armes
Non pas un coq, mais un chapon.
Ma couronue est mieux affermie
Et même . . . .
Je veux la paix.

Viele Verse im heutigen Briefe. C'est pour former le coeur et l'esprit aux jeunes Allemands. Der Schatten an der Oos schrieb in das Morgenblatt: „ich hätte die „Briefe eines Verstorbenen" (das Buch) benutzt." Sollte er wohl damit meinen, daß ich den leichten Briefstyl nachzuahmen gesucht? Nun, ist es nicht geschehen, so kann ich es noch thun. Adieu, ma bonne amie, je dévore un oeuf. Sur ce, n'ayant plus rien à dire — Salut, fraternité, ou la mort. Ach! ich plumper Bürgersmann kann die Freiheit keine zwei Zeilen lang ertragen. Gott zum Gruß, und wann kömmt mein Kanaster?

Neun und sechzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 15. Januar 1832.

O, es ist himmlisch! Ich hatte vermicelle, cotelettes de veau aigre-doux, épinards — nein, in allen Dingen die Wahrheit; ich hatte keine épinards, sondern choucroûte garnie; mögen mich die Diplomaten immerhin verachten — und poulet au cresson. Ich war in reiner kalter Luft lange spazieren gegangen und hatte einen herrlichen Hunger mit nach Hause gebracht. Und als ich mit dem Essen fertig war, blieb noch ein kleiner Hunger übrig, und es that mir leid, daß ich nicht auch omelette soufflée bestellt hatte. Da schickte Freund D.... ein Zeitungsblatt mit Empfehlung, die Allgemeine Zeitung von Stuttgart, und darin fand ich: Rapsodien, veranlaßt durch Herr Börne's Briefe, von Pittschaft. Da hatte ich meine omelette soufflée! Es ist nicht der Philosoph Pitt-

schaft, der im Tollhause sitzt; denn er sitzt nicht mehr im Tollhause, weil er sich erhängt hat. Es ist dessen Bruder, der Medizinalrath Pittschaft in Baden an der Oos. Hätte ich nur meinen Himmel mit Ihnen theilen können; die andere Hälfte ist noch groß genug. Mein Tischchen schwankte unter der Last des aufgehäuften Desserts; mein Salzfaß ward süß davon. Zuerst: Während der Jahre, die ich in Halle bei Reil wohnte, erschien das bekannte Buch dieses großen Arztes: Rapsodien über die psychische Behandlung der Wahnsinnigen. Lange vor und nach Erscheinung dieses Werkes, das seinem Verfasser besonders lieb war, hörte ich alle Tage von Rapsodien sprechen, so daß seitdem und bis heute, so oft ich das Wort Rapsodien lese oder höre, ich gleich an verrückte Menschen denke. Ferner: Ich dachte, wie viel zweckmäßiger es wäre, wenn statt meiner Herr Pittschaft sich am Frankfurter Polizeiamte anstellen ließe, weil dann Polizeiamt und Medizinalrath sich wechselseitig ihren Styl verbessern könnten. Von dem Polizei-Protokoll neulich habe ich, wie Sie aus meinem Briefe mit Kummer ersehen haben werden, das Asthma bekommen, wegen gänzlichen Mangels an Punkten, und an den Rapsodien des Herrn Pittschaft wäre ich beinahe erstickt, wegen des Ueberflusses an Punkten. Nein, so ein pünkt-

licher Mann ist mir noch gar nicht vorgekommen. Nur folgende kurze Stelle: „Es kann dem Kenner-„auge nicht entgehen, daß der Teufel sich nur durch „seine Klugheit hält. Der Teufel selbst verstellt sich „in einen Engel des Lichts. So sagt der Apostel. „Dem Schlechten stehen viel mehr Waffen zu Gebote, „als dem Edlen. Dieser muß zur Erreichung seines „Zweckes sich selbst einsetzen. Jener setzt Andere ein. „Jede Geburt hat ihre Wochen. Wenn nur das „Kind beim Leben bleibt und zu einem großen kräf-„tigen Manne heranwächst. Unsere Zeit leidet an „einem ungebührlichen Heißhunger. Macht sie es „doch wie Saturn und verzehrt die eigenen Kinder. „Wenn sie nicht mäßiger wird, wird sie sich den „Magen überladen.“ Sancho Pansa hat nicht mehr Sprichwörter und nicht mehr Punkte; und so geht es in einem fort. Dann fand ich so schön, daß Pittschaft und der Schatten Robert Beide in Baden wohnen, und ich konnte mir so herrlich ausmalen, wie der Medizinalrath, der im Winter keine Kranke hat, und Robert, der in keiner Jahreszeit Leser hat, sich gegenseitig in diesen langen Ferien mit einem Kranken und einem Leser ausgeholfen, und wie sie Beide auf dem Berge und auf dem Sopha einander gegenüber saßen, und Robert dem Medizinalrathe seine verstorbenen Briefe vorgelesen, und dabei vor und

nach jedem Komma einen prüfenden Blick auf ihn geworfen, um zu untersuchen, ob er nicht außer sich gekommen; und wie der Medizinalrath wirklich außer sich gekommen vor Ungeduld, und nach Hause gegangen, seine Rapsodien gegen mich geschrieben, den andern Tag wiedergekommen, und sie aus Rache dem Robert auch vorgelesen — ist das nicht Alles schön vom Anfange bis zum Ende, mit Ausnahme der Punkt-Armuth im langen Satze, welcher erst die Hälfte seines Weges zurückgelegt, die ich aber vorsätzlich mildthätig aufgenommen, um mich auf das Polizeiamt würdig vorzubereiten, und dann den Medizinalrath, seine Vollpünktlichkeit nämlich, damit homöopathisch zu heilen, und ihn dabei an das zu erinnern, was Horaz sagt in seiner Poeten-Kunst: omne tulit punctum qui miscuit utile dulci, welches auf Deutsch heißt für Frauenzimmer: Punkte sind nützlich und angenehm, doch nicht zu viel und nicht zu wenig? Und fragen Sie mich nicht, was das Fragezeichen bedeute am Ende des Satzes, ich habe es vergessen; und fragen Sie mich gar nichts, bis ich mich ausgeruht. .... Jetzt fragen Sie, aber nicht was Herr Pittschaft eigentlich will? denn ich weiß es nicht. Er sagt: Ich wäre eine Leuchte, und ein Prophet, und ein brennender Busch, und ein Repräsentant der sieben fetten Kühe,

(Ach, hätten alle Volksvertreter nur solche fette Comittenten, dann brauchte man gar keine repräsentative Verfassungen!) und ein Dornbusch. Und ich wäre darum ein Dornbusch, weil ich haben wollte, daß etwas von den Andern daran hängen bliebe. Freilich bin ich ein Dornbusch, und von den Flocken, die an mir hängen geblieben, könnte ich mir einen weiten Schaafpelz machen lassen. Aber wer hieß den Medizinalrath mir so nahe kommen? Und wenn etwas von ihm hängen geblieben, ist das meine Schuld? Der Dornbusch steht, die Heerde geht; sie kann ausweichen. Ferner wäre ich der Engel mit dem Schwerte und ein Würgengel. Dann spricht er von Schuhen und vom Schuhputzen. Erstens sagt er: ich verlangte, die Deutschen sollten ihre Schuhe vor mir ausziehen, und zweitens sagt er: ich sähe Deutschland für eine Kratzbürste an, und putzte meine Schuhe daran ab. Jedermann weiß, daß ich nie Schuhe trage. Sie sehen, Pittschaft ist ein Demagog, er will das Volk aufklären, er schreibt für Stiefelputzer. Wie oft habe ich Ihnen zu Baden gesagt: dieser Ort ist ein wahres Carbonaro-Nest; aber Sie wollten mir es nicht glauben. Was macht Robert dort? Warum kehrt er nicht zum Königstädtischen Theater zurück? Warum ist er kein unschuldiger Waldfrevler geblieben? Warum

ist er der Macht der Verhältnisse untreu geworden, und liebäugelt jetzt mit allen deutschen Mächten? Warum hat er seine schmerzstillenden Didaskalien unterbrochen? Zehen aufrührerische Völker hätte man dabei beruhigen können. Diebitsch hätte sie in's Polnische übersetzen lassen, und hätte dann Warschau im Schlafe überrumpelt. Noch einmal: was hat Robert in Baden zu thun? Thöricht, das zu fragen. Wer hat die Badener Bürger aufgehetzt, bei der Ständeversammlung eine Bittschrift um Preßfreiheit einzureichen? Wer hat diese Bittschrift verfaßt? Das hat der Nämliche gethan, der auch die Berliner Briefe in den Messager geschickt. O, ich habe das gleich verstanden! Ich durchschaute Den und Jenen und Manchen und gar Viele. Ich ließ mich nicht von ihren ehrlichen Gesichtern irre führen; es täuschte mich nicht, daß sie sich für Polizei-Spione ausgaben; ich erkannte sie auf der Stelle als geheime Carbonari. Und jetzt schreibt Robert gegen mich; aber ich bedanke mich dafür; ich will nicht seine Maske sein, ich mag nicht sein Gesicht berühren. Und Pittschaft gesellt sich ihm bei; der undankbare Medizinalrath! Undank! Undank! Wenn er den Deutschen sagt: „Ihr habt immer den Saft zu dem Punsche hergeben müssen, womit sich Andere gütlich gethan" — von wem hat er das

gelernt? Er rede! Wer gab ihm den Muth, Deutschland zu warnen vor Rußlands Joche? Er rede! Wer gab ihm den Muth, schon im Sommer für die Contagiosität der Cholera zu schreiben, und der preußischen Regierung zu trotzen? Er rede! Und was nützt ihm die Heuchelei. Seine russische Praxis ist ihm auf immer verloren, denn er hat Rußland gelästert. Seine französische Praxis ist ihm auch verloren, denn er hat Frankreich gelästert. Seine preußische Praxis ist ihm auch verloren, denn er hat Preußen für ansteckend erklärt; und was ihm von deutschen Bundeskrankheiten noch übrig bleibt, wird ihm zur Strafe entzogen werden, weil er, ein badischer Unterthan, ein Staatsdiener, ein Medizinalrath, sich erlaubt hat, von Politik zu sprechen, ehe er zweitausend Gulden Caution geleistet hat. Darum werfe er sich ganz in meine Arme; er hat sich mir verschrieben, mein ist er und mir gehört er zu. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn ihn Robert nicht verführt.

Daß Beide mich getadelt, kann ich ihnen verzeihen; aber daß sie mich gelobt, das verzeihe ich ihnen nie. Sie rühmen meine Unbestechlichkeit. Pittschaft sagt: Er wolle nicht glauben, daß die Herausgabe der Briefe eine Geldspekulation gewesen, und Robert verbürgt sich, daß ich nicht feil bin. Wer

wird eine solche Bürgschaft verschmähen? Auch danke ich schön für die gute Meinung. Aber das Lob der Unbestechlichkeit muß man keinem Freunde öffentlich geben; das ist ein Tadel für Tausende, erweckt den Neid und ruft nur den Widerspruch hervor. Nun werden meine Gegner sagen: Er ist wohl feil; (ich thue es, um zu zeigen, daß ich selbst einen Affen nachäffen kann,) aber wohlfeil ist er nicht. Er würde sich nie so geringe schätzen, in den Hundstagen jedes Jahres um zwanzig Friedrichsd'or seine Ehre zu vermiethen .... Der unglückselige Robert! Eine Welt hätte er setzen sollen zwischen sich und mir, und jetzt, das Glück verschmähend, daß ich ihn vergesse, sucht er mich auf, und zwingt mich, seiner zu gedenken. Was gab ihm den kecken Muth, mich herauszufordern? Ist es etwa, daß ich ein Herz habe, und seine eigne Brust nichts zu durchbohren darbietet? Ist es, daß er seine Brieftasche, seine polnischen Loose gut verschlossen weiß, und daß ich sie nicht durchlöchern kann und seine Seele nicht berühren? Daß der Unglückselige es wagt, den tiefbegrabenen Schmerz aus meiner Brust heraufzuwühlen; daß jener Würmer einer, die von Polens Leiche schmausen, über meinen Weg zu kriechen wagt! Wenn ich der Polen gedenke, und des Sommers und Badens, und wie oft ich dort aus dem Lesezimmer

in das nahe Gebüsch wankte, meinen Schmerz oder mein Entzücken auszuweinen; und wie ich mit krampfbewegtem Herzen der Stunde entgegensah, welche die Zeitung brachte; — und wenn ich nun endlich das Blatt in meiner zitternden Hand hielt und es nicht zu lesen wagte; nicht zu erfahren wagte das Urtheil jener furchtbaren, namenlosen Macht, die größer als das All, höher als der Himmel, älter als die Ewigkeit; den Richterspruch: ob es einen Gott gibt oder nicht — und kam dann jener Robert, riß mir das Blatt aus der Hand, bat, „um Gotteswillen nur eine Minute," wendete das Blatt herum, sah unten nach dem Courszettel; Warschau war gefallen, und die polnischen Loose waren gestiegen, und ein Höllenschein verklärte sein silbergraues Gesicht — — wenn Wünsche Dolche wären, er lebte nicht mehr! Und jetzt wagt es solch ein vermaledeiter Goldanbeter, der die Blätter der Geschichte ungelesen und verächtlich überschlägt, um am Ende vor dem Courszettel niederzufallen und ihn anzubeten; der seinen Blick von dem schönen Gesichte der Zeit, so voll erhabenen Lächelns, schöner Trauer und blinkender Thränen, abwendet, um sie herumgehet und ihren ...... küßt — ein solcher Mensch wagt es, ungerufen vor mir zu erscheinen und zu sagen: Da bin ich!

Montag, den 16. Januar.

In der nämlichen Stuttgarter Zeitung, in welcher Herr Pittschaft sein Herz erleichtert, standen auch kurz vorher zwei Briefe, welche Herr Wurm, der Redakteur der Börsenhalle, einer der verlorenen Vorposten der feindlichen Armee, und Herr Mebold, Redakteur der Stuttgarter Zeitung, wegen meiner gewechselt. Herr Mebold hatte früher etwas zu meiner Vertheidigung gegen Herrn Wurm, seinen alten Freund und Dutzbruder, in seinem Blatte geschrieben. Herr Wurm beklagt sich darüber und frägt seinen alten Freund: wie er ihn nur verkennen möge, ihn einen freisinnigen Mann, einen Patrioten, der „gegenwärtig an einem Kommentar über Preßgesetzgebung nach englischen und amerikanischen Grundsätzen arbeitet?“ Ist das nicht wieder recht schön deutsch; während die Freiheit sich auf dem Schlachtfelde verblutet, statt sie zu verbinden und zu rächen, an einer Chirurgie nach englischen und amerikanischen Grundsätzen zu schreiben? Auch Herr Dr. Schott in Stuttgart, ein sehr achtungswürdiger freisinniger Mann, Chef der dortigen liberalen Partei, schrieb seinem Freunde Wurm einen Brief, den ich Ihnen mittheilen will. „Mein lieber Freund! Da Sie in dem Schreiben

„an unsern Freund Mebold meiner mit Namen und „zugleich des Umstands erwähnen, daß Sie mir die „Kritik über Börne zugesendet, so glaube ich, Börne, „den ich persönlich kenne und dessen Talent ich be„wundere, die Erklärung schuldig zu sein, daß ich, „für meine Person, Ihre Kritik seiner Briefe nicht „billigen kann. Wie ist denn Aristophanes mit den „Atheniensern und mit Sokrates, dem edelsten aller „Menschen, umgegangen? Und was hat Swift dem „englischen Volk und seinen Machthabern nicht ge„boten? Dessenungeachtet sind und werden sie die „Bewunderung aller Zeiten bleiben. Beide, wenn „sie lebten, würden Börne als ebenbürtig anerkennen. „Sein ausgezeichnetes Talent darf da nicht mit der „moralischen, und noch weniger mit der politischen „Elle gemessen werden. Das deutsche Vaterland „sollte es sich vielmehr zur Ehre rechnen, daß an „seinem literarischen Himmel ein solcher Stern der „Satyre und des Humors aufgegangen ist. Bei „dieser Ueberzeugung konnte ich für meine Person „dieses Blatt Ihrer Zeitschrift nicht als Probeblatt „auf dem Museum auflegen."

Es kömmt mir spaßhaft vor, daß man in Deutschland schon einige Monate lang von meinen Briefen spricht und schreibt; daß ich fast so berühmt geworden wie die Sontag. Und dabei gebrauchen

alle meine Gegner den Polizeipfiff, zu sagen: es verlohne sich gar nicht der Mühe, des Buches zu erwähnen. Auch Robert gebraucht ihn. Er sagt: die Briefe wären zu platt, für Deutschland verführerisch zu sein; das Buch wäre gar nicht der Rede werth. Aber warum spricht er davon? Warum reden die Andern davon? Das ist leicht zu erklären. Bei stürmischem Wetter setzen sich die Mücken auf den Rücken des Wanderers, um wärmer, schneller und sicherer fortzukommen. Ich mag deren Tausende auf dem Rücken haben, aber ich spüre es gar nicht.

Siebzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 19. Januar 1832.

Lassen Sie die Leute immerhin sprechen von meiner Heftigkeit, die nicht nütze, die nur schade; das sind alles Worte ohne Sinn, wären sie auch noch so gut gemeint. Wer nützt? Wer schadet? Die See geht hoch, der Wind ist gut und Gott sitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge schwanke oben im Mastkorbe und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt stünde an der Mauer der Welt, und nur so vor mir mich zu bewegen brauchte, wie und wohin ich wollte! Ich habe keine Freiheit hinter mir, und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich werde getrieben, ich reize, weil ich werde gereizt. Der Wind ist heftig, der mich schüttelt; ist das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn schweigen heißen? Giebt es

Menschen ohne Brust, die nicht zu athmen brauchen — gut für sie; aber sie mögen nicht rechten mit mir; ich brauche die Lebensluft der Freiheit, um fortzudauern. Und wenn Sie wieder einmal von einem meiner guten Freunde sagen hören: er dauert mich, er darf es gar nicht wieder wagen, nach Deutschland zu kommen, er würde in jeder Gesellschaft, an jedem öffentlichen Orte beschimpft werden — so mißtrauen Sie dem Herzen oder dem Kopfe dieses guten Freundes. Er ist entweder Einer jener Gossen, welche die Verläumdungen der Polizei weiter schwemmen, oder ist ein matscher Schwamm, der jedes, worin man ihn getaucht, gedankenlos aufnimmt und es bei der Berührung behaglich wieder abtröpfelt. Wir haben das gleich vom Anfange bemerkt und verstanden, wie Jene, die ich in das Herz getroffen, das Volk gegen mich aufzuwiegeln suchen. Alle Hunde, die ihren Hof bewachen, haben sie von der Kette losgelassen; alle hungrigen Zeitungsschreiber mußten ein Geschrei erheben, ehe man ihnen die Schüssel füllte, und dieses Gebell und dieses Geschrei sollen das Conzert der öffentlichen Meinung bilden! Seien Sie nur ruhig, wie ich es auch bin; ich bin ganz der Mann, solche Gauklerkünste zu vereiteln. Die Aristokraten möchten den Streit aus ihrem Gebiete entfernen, denn sie wissen recht gut, daß er ihnen gilt und

nicht dem Volk; aber wir kennen das und spotten ihrer vergebenen List. Das Vaterland herabwürdigen! Deutsches Volk beschimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was sie durch ihre Ausrufer mich beschuldigen lassen — die Hände küßten sie mir dafür! Vaterland, Volk, Ehre, Schande, das sind den Aristokraten nur mythologische Geschöpfe, und sie hätten mich glücklichen Jäger bewundert, dem solche Fabelthiere einmal wirklich in den Schuß gekommen, und der sie getroffen und dann abgethan. Ihr Vaterland ist der Hof; ihre Ehre ist in der Unterwürfigkeit des Volks; ihre Schande in dessen Freiheit, und das Volk ist nichts, ein Stuhl, ein Tisch, ein Ofen, das man weder schänden noch ehren kann. Vor solchen Menschen soll ich mich fürchten? Sie, ohne Herz und ohne Gott, was vermögen sie mir gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verläumdungen; mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbände an, und verbrenne sie zu Asche. Ich erwarte sie, wenn ich nach Deutschland komme.

Gestern las ich wieder in hiesigen Blättern von Mauthzerstörungen im Hessischen, ich weiß aber nicht, ob das die alten oder neuen Geschichten sind. Indessen wahrscheinlich das Erstere, da Sie mir in Ihren letzten Briefen von keinen spätern Vorfällen

schreiben. Das sind recht traurige Verhältnisse, und am traurigsten ist, daß sich die Regierungen nicht zu helfen wissen. Immer Gewalt, immer Blutvergießen! Warum suchen sie das Volk über die wahre Beschaffenheit der Mauth, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit nicht aufzuklären? Warum suchen sie es nicht durch Sanftmuth zu beruhigen, durch Ueberredung zu gewinnen? Warum tragen sie den Geistlichen nicht auf, von der Kanzel herab ihre Gemeinden im Zollwesen zu unterrichten? Wäre ich Pfarrer von Fechenheim, Bergen oder Bockenheim, hätte ich am ersten Sonntage nach dem monarchischen Gemetzel an der Mainkur ungefähr folgende Predigt gehalten, und dadurch gewiß zur Erhaltung der Ruhe mehr beigetragen, als zehn Schwadronen Husaren im Stande sind.

Liebe Gemeinde!

„Am Freitag wart Ihr wieder rechte Esel gewesen und habt Euch todtschießen lassen. Wißt Ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn Ihr es wißt. Dummköpfe seid Ihr und Schwerenöther! Ihr jammert über die Mauth, Ihr wollt keine Mauth bezahlen! Wißt Ihr denn, was die Mauth ist heut zu Tage? Wißt Ihr, was sie sonst gewesen? Begreift Ihr denn gar

nicht, wie viel besser Ihr es jetzt habt, als in frühern Zeiten? Nun, so gebt Acht; ich will Euch eine Laterne in den Kopf hängen."

„Viele von Euch sind doch schon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, ist oft als Flotzknecht nach Holland gekommen, ehe er sich eine Frau genommen — ein kreuzbraves Weib, sie hat mir gestern eine fette Gans geschickt. Und wer von Euch nicht am Rhein war, der ist doch einmal in Königstein gewesen und am Falkenstein vorbeigekommen. Nun, das ist alles eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des Rheins, da sehet Ihr viele verfallene alte Schlösser, die man Burgen nennt. Sie waren aber nicht immer so öde und verfallen, wie sie jetzt sind. Ehemals waren es prächtige Schlösser, worin die Ritter wohnten, und es ging lustig da her. Liebe Kinder! Die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Herrgott noch seine Freude. Wenn sie sich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenster und sah zu, wie sie spielten, lachte er und sagte: Jugend hat keine Tugend, das will sich austoben; aber es ist mein Herz und mein Blut. Wenn aber der liebe Herrgott uns jämmerliche Wichte siehet, seine jüngsten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken und heu-

len, wenn sie der gestrenge Herr Schulmeister mit seinem Lineal anrührt, dann schämt er sich, unser Vater zu sein, schlägt das Fenster zu und brummt: Ja, ja, ich bin alt geworden! So ein Ritter war kerngesund, stark wie ein Stier, und wenn er sein Kreuz gegen den Teufel geschlagen hatte, fürchtete er sich vor nichts in der Welt. So ein Kerl hat Euch den Tag zehn Pfund Roth- und Schwarzwildpret gegessen, sechs Pfund Hammelfleisch, ein schön Stück Schinken, einen großen Rosinenkuchen, aber wenig Brod. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharacher oder Rüdesheimer, und Abends vor dem Schlafengehen ein paar Maas warmen Gewürzwein. Ich sage Euch, Kinder, es ist nichts gesünder als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimmet angemacht. Gestern hatte ich einen starken Schnupfen und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöschen wollte, wer kömmt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon gesagt, war in die Küche gegangen und hatte mir eine Kumpe Glühwein gemacht. Den setzt sie vor mein Bett und sagt: Herr Pastor, das wird Euch gut thun. Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geschwitzt, und heute Morgen war der Schnupfen weg. Merkt Ihr noch was davon? Seht Ihr, solch ein lustig Leben haben die alten

Ritter geführt: gut gegessen, gut getrunken und gut geschlafen. Und die übrige Zeit haben sie gejagt und sich untereinander herumgebalgt. Das war aber kein Kriegführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man schlug sich einander auf Helm und Schild, und war Einer tüchtig getroffen, so ging er zum Schmied und den andern Tag war alles wieder gut. Das hundsföttische Pulver war noch nicht erfunden."

„Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlösser, schöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber sie hatten kein Geld. Woher wollten sie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten also nichts. Aber alle Menschen sind Gottes Kinder, und wenn es einen Menschen giebt, der nichts arbeitet, ist es Christenpflicht, daß der Andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten und ehrten, richteten sich auch darnach, und so oft sie Geld brauchten, nahmen sie es von den Arbeitsleuten, die welches hatten; und das machten sie so: Auf die hohen Thürme ihrer Burgen stellten sie einen armen Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht Acht geben, und umher schauen, und sobald ein Schiff mit Waaren den Rhein hinauffuhr, oder ein Wagen auf der Chaussee kam, um ihre Ladung auf die Frankfurter Messe zu bringen, stieß der Knecht ins Horn. Die

Ritter, die das Zeichen verstanden, sprangen darauf vom Tische oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Burg hinab. Schiff und Wagen wurde angehalten, Schiffer, Fuhrleute und Kaufherren wacker durchgebläut, Kisten und Kasten aufgeschlagen, und Alles herausgenommen. Darauf sagten die Ritter: Viel Glück zur Frankfurter Messe, Ihr Herren! und kehrten mit ihrem Fange jubelnd zur Burg zurück. Und weil sie auf diese Art ihr Brod verdienten, nannte man sie Raubritter. Die Waaren verkauften sie dann um einen Spottpreis an Juden, und so hatten sie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten ihre eigenen Waaren wieder und darauf zogen sie zur Frankfurter Messe, und Alles war gut. So ist die Mauth entstanden, und was damals die Raubritter waren, das sind heute die Zöllner."

„Jetzt gebt weiter Acht. Die Kaufherren überlegten endlich bei sich: Wäre es nicht gescheidter, wir gäben den Rittern lieber gleich so viel baar Geld, als sie für unsere Waaren von den Juden bekommen? Diese Spitzbuben lassen sich von uns zweimal so viel bezahlen, als sie selbst bezahlten. So wäre die Hälfte Profit und die Prügel wären auch gespart. Sie schickten also dem Ritter Kunz eine Deputation, die trug ihm vor: Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher

Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euren guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Kunz erwiederte: Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; heute Abend gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bacharacher auf Euerem Schiff? Die Kaufleute holten das Fäßchen, gingen darauf zu Ritter Ruprecht und sagten ihm: Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Kunz, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euren guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Gold-

gulden. Ritter Ruprecht erwiederte. Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; morgen Mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf Eurem Wagen? Die Kaufherren holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberstein, und so gingen sie von einem Ritter zum andern, von Rüdesheim bis nach Bonn und sprachen mit Allen auf die nämliche Weise. Und wie Abends viele Ritter zum Ritter Kunz zum Schmausen kamen, und jeder seinem Nachbar erzählte, wie die Kaufherren ihn ins Gesicht einen ehrlichen Mann gescholten, und seinen Nachbarn als Spitzbuben gelobt, lachten sie Alle ganz unbändig und zechten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel besser als früher."

„So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten, Landgrafen, die Vorfahren unserer gnädigsten Landesherren, daß sie lange dumm gewesen. Sie dachten: Ei, die Ritter verdienen ein schön Stück Geld an den Bürgers- und Landleuten, sind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht selbst verdienen? Wer ist Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden. Sie sagten also den Kaufleuten: Ihr untersteht Euch nicht mehr, Euch von den Rittern loszukaufen; das Geld, das Ihr ihnen ge-

geben, gebt Ihr künftig uns selbst, und dagegen beschützen wir Euch gegen jede Gewalt. Die Kaufleute mußten das zufrieden sein, und den Rittern wurde von den Landesherren untersagt, sie zu beunruhigen. Diese ließen sich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüber kamen und nicht bezahlten, wurden sie wie früher geplündert und todtgeschlagen. Sie mußten also, wollten sie Ruhe haben, die Ritter auch bezahlen. Unsere gnädigsten Landesherren erfuhren dies und dachten bei sich: Unsere Kaufleute geben für jede Ladung Waare den Rittern hundert Goldgulden, und uns hundert Goldgulden, wäre es nicht klüger, sie gäben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts? Sie ließen also die Kaufleute rufen und sagten ihnen: Ihr gebt uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhre und den Rittern gar nichts; und diesen wollen wir schon das Handwerk legen. Auch hielten sie Wort, zerstörten alle Raubburgen, nahmen die Ritter gefangen und führten sie an ihren Hof, wo sie durch gutes Futter bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben sie das Geleit, so oft sie auf die Messe zogen. Als es nun keine Ritter und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherren keine Furcht mehr hatten, gingen sie zu ihren Landesherren und sagten ihnen: wir danken unterthänigst für den bis jetzt ge-

leisteten Schutz; aber wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen sind sicher. Die Fürsten erwiederten darauf: es freut uns, daß Ihr uns nicht mehr braucht, wir brauchen aber Euer Geld, und den Geleit müßt Ihr bezahlen nach wie vor, und das ist jetzt altes Herkommen. Nach einiger Zeit bedachten die Fürsten: ist es nicht ganz überflüssig, daß wir den Kaufleuten Husaren zur Begleitung mitgeben, da doch die Wege sicher sind? Die Kosten des Geleits könnten wir ja sparen. Sie hoben also das Geleit auf, und ließen sich statt Geleitsgeld Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurden Zollhäuser errichtet, und so oft da Waaren vorüberkamen, mußten sie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welche Abgabe man Zoll nannte. Beklagte sich nun ein benachbarter Fürst, daß man seine Unterthanen drücke, antwortete der diesseitige: Herr Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit den Eurigen mache; laßt Euch auch Mauth von ihnen bezahlen; Schafe wollen geschoren sein, sonst gedeihen sie nicht."

„Jetzt werdet Ihr deutlich einsehen, daß Ihr Ochsen seid, wenn Ihr Euch über die Mauth beklagt. Habt Ihr es nicht ehemals noch viel schlimmer gehabt? Sonst wurdet Ihr beraubt und gemißhandelt; jetzt werden Euere Kisten mit Ordnung ge-

öffnet, man nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr die Mauth nicht bezahlen wollt und Euch zur Wehre setzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie damals todt gehauen, welches grob war, sondern todt geschossen, welches viel höflicher ist, und gar nicht wehe thut; und da Ihr auf Befehl Eures gnädigen Landesherrn todtgeschossen werdet, so ist das noch eine Ehre für Euch. Wenn Ihr aber fragt: warum nimmt unser gnädigster Landesherr, der doch so reich ist, uns armen Teufeln ihre paar Pfennige weg; warum müssen wir das Pfund Zucker mit dreißig Kreuzer bezahlen, das uns noch vor acht Tagen nur achtzehn gekostet? so zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochsenköpfe seid. Behält denn unser gnädigster Landesvater Euer Geld für sich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit Eurem Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßiggänger an seinem Hofe leben, und für die Ihr, da sie Euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig, sorgen müßt. Und nicht blos für diese Räuberbrut braucht unser gnädigster Landesfürst Euer Geld, sondern auch seine vielen Soldaten zu bezahlen. Und

jetzt seid mir keine Esel und fragt: wozu braucht er so viele Soldaten? Das habt Ihr ja am Freitag selbst gesehen, wozu er sie braucht! Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden können, als Ihr die Mauth gestürmt. Nun sagt Ihr aber vielleicht: aber wäre keine Mauth da, wären wir ruhig geblieben; sind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unser Geld nicht; braucht man unser Geld nicht, ist die Mauth unnöthig. In dem, was Ihr da sagt, ist etwas Verstand, und ich sehe, Ihr seid gar nicht so dumm, wie Ihr aussehet. Aber, liebe Kinder, Ihr müßt noch etwas bedenken. Unser gnädigster Landesvater braucht nicht blos seine Soldaten gegen Euch, seine Kinder, sondern er braucht sie auch gegen Fremde, gegen den äußern Feind. Fragt Ihr nun: wer ist sein Feind, wer will ihm etwas zu Leide thun? muß ich Euch aufrichtig antworten: es denkt Keiner daran. Aber unser gnädigster Landesherr hat eine große Familie, für die er auch sorgen muß. Alle Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten sind seine nahen Verwandte, denen er in der Noth beisteht; das ist Christenpflicht. Macht Ihr es nicht auch so? Der Kaiser von Rußland ist sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich ist auch sein Bruder, der König von Preußen ist sein Schwager. Nun sehet: der

Kaiser Nikolas will Polen haben, der Kaiser Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß selbst nicht, was er haben will; denn er will Alles haben. Nun ist aber das mächtige Frankreich drüben; dort ist der König nicht Herr über Alles, er ist nicht mehr als jeder Andere, er ist nur der erste Bauer im Lande. Das Volk ist dort Alles, und für das Volk geschieht Alles. Nun sagen die Franzosen: alle Völker sind mit uns verwandt, wir sind Alle von einer Familie. Die Polen sind unsere Brüder, die Italiener sind unsere Vettern, die Deutschen sind unsere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihnen Jemand etwas zu Leide thue, sondern ihnen helfen. Darum leiht unser gnädigster Landesfürst den Kaisern und Königen seine Soldaten, damit sie mit den Franzosen fertig werden, und darum müßt Ihr Mauth bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzosen schickt, das sind Euere eigenen Söhne und Brüder, und damit sie gern marschiren — denn wer könnte sie zwingen, wenn sie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzosen wären Feinde der Deutschen, und wollten unser Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzosen sind Euere besten Freunde, und wenn sie kommen, kommen sie blos den Polen und Euch beizustehen, und Ihr müßt sie mit Jubel empfangen und

gleich in die Schenke führen. Aber schließt Euere Mädchen ein, bis sie wieder fort sind."

„Jetzt habe ich Euch erklärt, was die Mauth ist; nun geht und bessert Euch. Wie wollt Ihr es denn vor Gott und Eurem Gewissen verantworten, wenn Ihr widerspenstig seid gegen Euren gnädigsten Landesherrn, und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch zu schicken, die ja Alle Euere Brüder und Söhne sind, und die, wenn sie Euch erschießen, Vater- und Brudermörder werden? Gehet und bezahlt die Mauth. Und wollt Ihr ja einmal wieder kommen und die Mauth zerstören, so seid keine Ochsen, und bleibt weit von den Soldaten stehen, was ihnen Herz macht auf Euch zu schießen, sondern geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit sie Euch erkennen. Bringt Euere Töchter mit. Die Lise dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchst nicht roth zu werden, Lise, wir waren Alle einmal jung — und wenn sie nun zu ihnen tritt und sagt: „Aber Peter, aber Hans, seid Ihr „denn stockblind? Seht Ihr denn nicht, daß ich es „bin? Haben wir denn nicht auf der vorigen Kirch„weih miteinander getanzt? Peter, da ist ja mein „Vater, der Dir manchen Apfel von seinem Baume „geholt. Hans, da ist ja mein Bruder, dem Du „erst neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen.

„Lieber Peter, kennst Du Deine Lise nicht mehr? „Willst Du um ein Stück Kommisbrod ein Mörder „werden? Bist Du nicht selbst ein Bauernkind? Was „gehen Dich die Fürsten, was geht Dich die Mauth „an? Komm zu uns, lieber Hans! Du sagst nichts? „Nun, da steh' ich, schieß mich armes Mädchen todt, „wenn Du das Herz hast." Aber ich sage Euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben zu schießen, sondern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen und sie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, Euch in die Arme stürzen und heiße Thränen vergießen, daß sie so gottlos verblendet gewesen. Dann braucht Ihr keine Mauth mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hause und bessert Euch. Wer mich nicht verstanden, ist ein Esel. Amen!"

Ein und siebzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 22. Januar 1832.

Es widerfährt mir seit einigen Tagen das Sonderbare, daß ich an zwei Briefen für Sie zu gleicher Zeit schreibe. Der eine gegenwärtige liegt auf dem Pulte, vor dem ich stehe, und der andere liegt auf dem Schreibtische, an dem ich sitze. Die Abwechselung ist artig und unterhält mich. Nach einigen Sätzen gehe ich vom Stehbriefe zum Sitzbriefe, oder zurück, und setze bald den einen bald den andern fort. Die Sache verhält sich so. Der Tischbrief behandelt einen Gegenstand, der zwar kurzweilig aber langwierig ist und sich sehr ausdehnt, den ich aber aus Gründen der Kochkunst nicht unterbrechen darf. Darum habe ich ihn vom Pultbriefe getrennt, und Sie werden ihn einige Tage später erhalten als diesen. Es gibt nämlich einen Härings-Salat. Den Häring habe ich aus Berlin bekommen und

den will ich zwiebeln und zurecht machen. Einen Artikel im literarischen Unterhaltungsblatt, den der Referendar Häring unter dem Schäfernamen Willibald Alexis gegen mich geschrieben, und von dem ich früher schon gehört, habe ich jetzt erhalten und ihn gelesen. Nun weiß ich wahrhaftig selbst nicht, wie mir in den Sinn gekommen, diesem Männchen zu antworten; aber eine innere Stimme rieth mir dazu. Dabei machen mir meine ungeschickten Versuche, die Sprache solcher Gegner nachzuahmen, tausend Spaß. Ich bin an gar keine grobe Arbeit gewöhnt, und meine rechte Hand ist mir wund von dem wenigen Schimpfen. Ich bin dabei eigentlich in einer wunderlichen Lage. Warum ich mich mit solchen unbedeutenden Menschen und auf solche Weise einlasse, darf ich nicht deutlich machen, denn sonst würde ich meine beabsichtigte Wirkung verfehlen. Und doch möchte ich aus Eigenliebe durchschaut und errathen sein. Das setzt mich in Verlegenheit. Härings-Salat, Zwiebeln, Zurechtmachen, Schäfer, Männchen, unbedeutender Mensch — Sie werden sehen, daß mein Wörterbuch von Schimpfwörtern viel reicher werden wird, als das von Meyer, von Wurm, von Robert und von Alexis.

Montag, den 24. Januar.

Gestern, Sonntag, hat Casimir Perrier wieder einen Bubenstreich begangen. An dem Tage, wo die Kirche seines Glaubens geschlossen ist, wo die Börse keinen Gottesdienst hält, vergißt er am leichtesten Gott und sein Gebot, und folgt seinen bösen Neigungen. An Börsentagen bedenkt er sich doch noch etwas, die Renten, das zarte, leicht verletzliche Geschöpf, durch allzurauhes Wesen zu schrecken. Ich kenne kein Land in der Welt, ich kenne keine Zeit in der Geschichte, wo ein Volk unter so schmachvoller Herrschaft gestanden, als jetzt das französische. Tausendmal, ja zehntausendmal lieber möchte ich einen Thron unter dem Galgen errichtet sehen, von Henkersknechten bedient und von Raben umschmeichelt, als sehen, wie ein König auf dem Drehstuhle thront und wie sein erster Minister Glück, Ruhm und Ehre eines großen Volkes wie ein Buchhalter unter Soll und Haben bringt. Ich habe mich nie so sehr erniedriget, vor einem Könige: Vivat! zu schreien; nicht, da ich als gedankenloses Kind Kaiser Franz im Krönungszuge gesehen, wo Alles schrie; nicht als Napoleon an mir vorüberzog, den ich mit dem Glauben eines Jünglings wie einen Gott anstaunte; aber kehrte morgen Karl X. nach Paris zurück mit seinem alten

Herzen und seinem neuen Hasse, mit dem ganzen Gefolge aller seiner Laster, aller seiner Thorheiten, umgeben von den Trabanten seiner Rache, — ich, jetzt ein alter Mann, kletterte auf einen Baum und würde, wie ein betrunkener armer Teufel, den die Polizei bezahlt, Vivat schreien, bis ich die Stimme verlöre. Was ist's mit der Tyrannei? Sie macht unglücklich und das ist Alles. Wie der Winter drängt sie Blut und Leben zurück; aber das stille Herz ist dann der Kerker, nicht der Sarg der Freiheit. Aber diese giftige Geldwirthschaft hier trocknet wie der Sirokko alle Adern aus, und könnte sie zehn Jahre fortdauern, würde dann ein Tyrann es der Mühe werth halten, solch ein Volk von Mumien zu unterjochen.

Ich wollte von den Simonisten sprechen, über die man gestern wie über eine Diebesbande hergefallen, aber Sie können das in den Zeitungen lesen, und Sie wissen so gut als ich, was dabei zu denken und zu fühlen ist.

Zwei und siebzigster Brief.

Paris, Samstag, den 28. Januar 1832.

— Rothschild hat dem Papste die Hand geküßt und beim Abschiede seine hohe Zufriedenheit mit dem Nachfolger Petri unter allergnädigsten Ausdrücken zu erkennen gegeben. Jetzt kömmt doch endlich einmal alles in die Ordnung, die Gott beim Erschaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Christ küßte dem Papste die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte Rothschild sein römisches Anleihen, statt zu 65 p. c. zu 60 erhalten und so dem Kardinal-Kämmerling zehn tausend Ducaten mehr spendiren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler sind doch die Rothschild, als deren Ahnherr Judas Ischariot! Dieser verkaufte Christus für dreißig kleine Thaler, die Rothschild würden ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das alles sehr schön.

Louis Philipp, wenn er in einem Jahre noch König ist, wird sich krönen lassen; aber nicht zu Rheims in St. Remi, sondern zu Paris in Notre-Dame de la bourse, und Rothschild wird dabei als Erzbischof fungiren. Nach der Krönung wird man, wie üblich, Tauben auffliegen lassen, und eine unter ihnen, eine lustige Lachtaube, wird nach St. Helena hinüberfliegen, sich auf das Grab Napoleons setzen und seinen Gebeinen lachend erzählen, sie habe gestern seinen Nachfolger salben sehen, aber nicht vom Papste, sondern von einem Juden; und der jetzige Beherrscher Frankreichs hat den Titel angenommen: Empereur des cinq pour Cent, Roi des trois pour Cent, protecteur des banquiers et médiatiseur des agens de change. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was die dumme Taube dabei zu lachen findet. Wäre es nicht das größte Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Familie Rothschild auf deren Thron setzte? Man bedenke die Vortheile. Die neue Dynastie würde kein Anlehen machen, denn sie wüßte am besten, wie theuer ihr das zu stehen käme, und schon dadurch allein würde die Abgabenlast der Unterthanen jährlich um viele Millionen erleichtert werden. Die Bestechungen der Minister müßten aufhören, die activen wie die passiven; denn womit sollten sie, wofür sollte man sie bestechen?

Das wird dann alte Regel. Dadurch würde die Moral sehr in Flor kommen. Alle Civillisten würden aufhören, bis auf die der Rothschilde, welche aber für die Völker keine neue Last wäre, denn die Rothschilde hatten sie als Privatleute auch schon bezogen, und zwar eine stärkere, als die irgend eines andern Fürsten.

Wenn das Haus Rothschild auf dem französischen Throne säße, wäre die Welt von der großen Furcht des Kriegs befreit, der zwischen diesem mächtigen Hause und dem Hause Habsburg auszubrechen droht. Oesterreich und Rothschild sollen, wie die englischen Blätter aus guten Quellen berichten, seit einiger Zeit sehr gereizt gegen einander sein. Oesterreich hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Freundschaft, mit welcher die Brüder Rothschild es beehren, ihm theuer zu stehen komme. Das letzte vierprocentige Anleihen schloß jenes Haus zu 85 oder 86 ab. Aber gleich nach Abschluß des Vertrags gewann es 6 bis 7 p. c. Ein so außerordentlicher Umstand mußte die Aufmerksamkeit des österreichischen Kabinets erwecken. Es beschloß daher, für seine Finanzen künftig wohlfeilere Agenten zu wählen, oder seinen Geldunternehmungen eine Concurrenz zu eröffnen. Das Haus Rothschild, um solche Schritte zu vereiteln und der österreichischen Regierung zu

zeigen, daß man seine Allianz nicht ungestraft brechen dürfte, wußte darauf durch seine Verbindungen und Speculationen das baare Geld in Wien, Frankfurt und andern Städten so selten zu machen, daß kein anderes Haus im Stande war, eine Staats-Anleihe zu unternehmen. Oesterreich mußte um Verzeihung bitten.

Schon früher fand eine Spannung zwischen beiden Häusern statt. Oesterreich hatte nämlich dem Hause Rothschild die Summen überlassen, die ihm aus den französischen Contributionsgeldern für seinen Antheil zugefallen. Diese Summen sollten in französischen Renten, die damals niedrig waren, angelegt und solche verkauft werden, sobald sie einen hohen Stand erreicht hätten. Nach einigen Jahren verkaufte das Haus Rothschild jene Renten und verrechnete sie zu 95. Oesterreich aber entdeckte, daß zur Zeit des Verkaufs die Renten al Pari gestanden. Es war eine kleine Differenz von acht Millionen Gulden. Oesterreich war darüber empfindlich und schmollte: Rothschild aber wußte durch Vermittlung beiderseitiger Freunde alles wieder auszugleichen.

Das französische Blatt, welches diese Friedens- und Kriegsgeschichten nach englischen Blättern umständlich erzählte, bemerkt darauf folgendes: „Durch „welche Mittel wissen jene Banquiers die österreichi-

„sche Regierung zu zwingen, sich nach ihren Anmaßungen zu bequemen? Es sind dieselben Mittel, „welche sie unter dem Minister Villele angewendet, „mit welchem die Herren Rothschild ungeheuren Gewinnst getheilt haben, wie wir es in der Folge beweisen werden; sind die nämlichen Mittel, die sie „neulich beim Anleihen des Ministeriums Perrier in „Bewegung gesetzt. Hat man nicht durch fortdauernde „Verkäufe, von Jenen bewirkt, welche die Anleihe zu „einem unbilligen Satze haben wollten, die französischen Fonds erdrücken sehen? Diese Darleiher haben „unter unsern Augen das Nämliche gethan, worüber „die österreichische Regierung sich beklagte, als sie „mit ihnen brechen wollte. Unsere fünf-procentigen „wurden unter 80 Fr. hinabgedrückt, um das Anleihen zu diesem Preise zu haben, und sobald die „Anleihe zu 84 zugeschlagen war, stiegen die Fonds „bis über 88 Fr. Es ist immer das nämliche Spiel, „welches diese Rothschild treiben, um sich auf Kosten „des Landes, das sie ausbeuten, zu bereichern .... „Wir haben es schon früher gezeigt, daß „die Geldleute die gefährlichsten Feinde „der Völker sind. Sie haben am meisten „dazu beigetragen, den Grundbau der Freiheit zu untergraben, und ohne Zweifel „wäre der größte Theil der europäischen

„Völker schon in vollem Besitze der Frei-
„heit, wenn die Rothschild, die Ouvrad,
„die Aguado, die Casimir Perrier und An-
„dere, mit ihrem Gelde nicht die absolute
„Gewalt unterstützt hätten.“

Dupin hat diese Woche in der Kammer die Banquiers loup-cerviers, Luchse genannt! Das sind Raubthiere, die zum Katzengeschlechte gehören. Casimir Perrier hat ihm über seine unzeitige Naturgeschichte die bittersten Vorwürfe gemacht. Das führt mich auf die Rothschilde zurück. Noch einmal — wäre es nicht ein Glück für die Welt, wenn alle Kronen auf deren Häuptern säßen, statt daß sie jetzt zu ihren Füßen liegen? Es kommt auch noch dahin. Sitzen die Rothschild noch auf keinen Thronen, so werden sie wenigstens, sobald ein Thron frei wird, um Rath gefragt, wen man darauf setzen solle. Herr von Gagern hat dieses neulich öffentlich in der Allgemeinen Zeitung erzählt. Es ist eine schöne Geschichte. Herr von Gagern war früher Gesandter beim Bundestage. Dieser große Staatsmann, der den Aristokratismus ganz allerliebst romantisch zu machen weiß und zwischen den Gräbern alter Ritter mit seinem Adelstolze im Mondscheine spazieren geht, hat sich auf einer solchen nächtlichen Wanderung schon vor vielen Jahren erkältet. Seit der Zeit leidet er an

einem politischen Mundflusse, einer Krankheit, die unter den Diplomaten eben so selten gefunden wird, als die Mundsperre häufig unter ihnen vorkömmt. Diese seltene Krankheit des Herrn von Gagern gibt uns aber über die verborgene Physiologie der Diplomaten und Aristokraten lehrreiche und nützliche Aufschlüsse. Der große Staatsmann schreibt der kleinen Allgemeinen Zeitung über Griechenland aus Hornau einen Brief. Hornau liegt aber nicht in Griechenland, sondern im Taunus, und ich glaube, daß wir vor zwei Jahren, als wir den Sommer in Soden zugebracht, eines Abends in der Schenke von Hornau Eierkuchen gegessen. Herr von Gagern schreibt: er, Herr von Stein und Capodistrias, hätten sich in Nassau und Ems oft von Griechenland unterhalten. Ich kann das bezeugen. In Ems habe ich zwei nach einander folgende Sommer diese Herren sehr oft eifrig mit einander sprechen hören. Ich hätte aber, ob ich zwar viel gehorcht, nie gedacht, daß von Griechenland die Rede sei. Es schien mir, als sprächen sie von ihren eigenen Angelegenheiten und denen ihrer Familie. Sie gehörten „zu den wärmsten und eifrigsten Vertheidigern Griechenlands, oder der griechischen Frage.“ Warum Herr von Gagern das allgemein bekannte Wort Griechenland ganz ohne Noth mit griechische Frage übersetzt, will ich Ihnen

erklären. Es gibt nichts weichherzigeres, warmblütigeres, nervenzarteres, thränenreicheres, kurz gefühlvolleres als ein Diplomat, und ein solcher hat sich sehr in Acht zu nehmen, bei seinen starken und häufigen Gemüthsbewegungen seine zarte Gesundheit nicht ganz zu Grunde zu richten. Strenge Diät ist ihm unentbehrlich. Wenn daher Tausende der edelsten Portugiesen vom Fleischer Miguel geschlachtet und zerfetzt werden; wenn die Italiener, von der Treibjagd der List und Gewalt in ihr Todesnetz gejagt, von feigen und bequemen Jägern erlegt werden; wenn Belgien wie ein Käse zerschnitten, zugewogen und, in Protokoll-Papier gewickelt, den hungrigen Käufern stückweise eingehändigt wird; wenn Polen den Keulenschlägen des Tyrannen unterliegt und sterbend den Helfers-Helfern flucht — wie wollen die Diplomaten es ertragen, täglich solche Gräuel und Schändlichkeiten zu sehen und zu hören? Und doch ist ihnen das Schicksal der Völker anvertraut; wie erleichtern sie sich den Schmerz? Durch eine einfache Veränderung der Worte. Sie stellen sich an, als gäbe es kein Land und kein Volk in der Welt; sie suchen das zu vergessen und es gelingt ihnen durch Uebung. Sie sagen darum nie: Portugal und Portugiesen, Italien und Italiener, Belgien und Belgier, Polen und polnisches Land; sondern

sie sagen: die portugiesische Frage, die italienische Frage, die belgische Frage, die polnische Frage. Es ist eine Art Salpeter-Säure, welche das Blut abkühlt und das Herz ruhiger macht. Aus diesem diätetischen Grunde spricht Herr von Gagern von der griechischen Frage; aber sein Herz ist gut.

Jetzt weiter; und verlasse mich nicht, lieber Scherz! denn mir graut vor diesen Seelenverkäufern. „Monarchische Verfassung, deutsche Leib-„wache, hinreichender Kredit, waren die „großen Grundsätze, worüber wir einver-„standen waren." Hört! Hört! vernehmet doch die großen Grundsätze dieser großen Männer! Ein edles Volk, Erbe des schönsten Jahrtausendes der Zeit, Nachkommen von den Lieblingen der Götter, noch immer verklärt von der Abendröthe einer vor zwanzig Jahrhunderten untergegangenen Sonne, noch immer duftend von den Wohlgerüchen eines verblichenen Paradieses — dieses edle Volk, verarmt, verschmäht, vergessen, zu Boden gedrückt, erinnert sich, was es gewesen, und schüttelt seine Ketten; will wieder werden, was es war, und wirft seine Ketten ab. Es ergreift sein rostiges Schwert und kämpft. Männer, Weiber, Kinder, Greise stürzen und füllen den Abgrund aus, der die Knechtschaft von der Frei-

heit trennt. Die Uebriggebliebenen ziehen darüber weg, treten ihr eigenes Herz mit Füßen, suchen den Feind und siegen. Einer kämpft gegen hundert. Die christlichen Könige Europa's erfahren, ein kleines Christen-Völkchen habe sich gegen Mohamet empört — sie lachen. Das Völkchen siegt — sie werden aufmerksam. Der Sieg wird entscheidender — sie werden bedenklich. Ein Volk soll die Freiheit erwerben, ohne sie und trotz ihnen? Nein! sie lassen den Griechen sagen: Ihr seid zu schwach, wir wollen euch helfen. Sie schicken ihre Flotten ab, die Griechen von ihren Feinden zu trennen, damit sie nicht den letzten Sieg erringen. Ein edelmüthiger Staatsmann läßt sich von seinem Herzen hinreißen und gibt den Befehl, daß man die Flotte der Türken zerstöre. Codrington siegt und die christlichen Mächte trauern und zürnen. Der Admiral wird zurückgerufen und wie ein Schulbube ausgescholten. Die Griechen sind frei! Dieser Angstruf schallt von Hof zu Hof. Wie ist dem Verderben Einhalt zu thun? Darauf sinnen jetzt die Räthe der Fürsten. Es gibt viele magere Fürstensöhne in Europa, die kann man mästen mit dem Fleische und Blute der Griechen — also monarchische Verfassung. Die Griechen sind begeistert, sie leiden an der gefährlichsten Brustentzündung; schnell, nur ja recht

schnell das stärkste freiheittreibende Mittel — also deutsche Leibwache. Aber kein Königsohn wird der Narr sein, sein eigenes Geld nach Griechenland zu bringen, die Griechen müssen ihn aus ihrem Beutel bezahlen, wenn er sie glücklich machen soll; aber die Griechen sind arm, sie müssen also borgen; ihr König thut es in ihrem Namen — also hinreichender Kredit. Viele Fürstensöhne meldeten sich, die Griechen glücklich zu machen. Wen unter ihnen wählen? das ist die griechische Frage. Den Edelsten, den Tapfersten, den Geistreichsten, den Muthigsten? Nein! Den, der am meisten Kredit hat; den, der seine Minister, Oberstallmeister, Gesandte, Hofmarschälle, Oberkammerherren und adligen Garde-Offiziere am besten bezahlen kann. Herr von Gagern erkundigt sich also sorgfältig, „bei dem ersten europäischen Wechsel-Hause“ (also bei Herrn von Rothschild), welcher Fürst den meisten Kredit habe? Herr von Rothschild schlägt in seinem Kreditbuche nach, es standen alle Fürsten Europa's darin, nur der einzige Prinz Friedrich der Niederlande nicht. Herr von Rothschild schließt mit Recht daraus, daß ein Fürst, der nie Kredit bei ihm gesucht, des Kredits am allerwürdigsten sei. Er gibt also dem Herrn von Gagern den Bescheid: Prinz Friedrich der Niederlande hat den größten Kredit. „Also ist

Prinz Friedrich der Niederlande am würdigsten, König der Griechen — ich will sagen, König der griechischen Frage — zu werden," ruft Herr von Gagern aus. Er eilt, diesen großen Grundsatz dem Grafen Capodistrias mitzutheilen. Dieser aber ist auf Reisen, angeblich einen griechischen König zu suchen, eigentlich aber, um zu erlauschen, gegen welche künftigen Ansprüche er das moscowitische Interesse werde zu vertheidigen haben. Herr von Gagern reist dem Compagnon seiner großen Grundsätze nach. In Paris verfehlt er ihn, in Brüssel erwischt er ihn, und erzählt ihm athemlos: Herr von Rothschild habe erklärt, Prinz Friedrich der Niederlande habe am meisten Kredit, und er solle daher gleich zu dessen Vater, dem Könige, gehen und die griechische Frage mit ihm in Ordnung bringen. Capodistrias gehörte aber unglücklicherweise zu denjenigen Diplomaten, welche die Mundsperre im höchsten Grade haben, und Herr von Gagern konnte nichts von ihm herausbringen. Er bekam zur Antwort: ich kann nicht zum Könige gehen, ich habe kein Kleid. Nun bei den Göttern! ich habe Cornelius Nepos und Plutarch gelesen und habe darin nicht einen einzigen großen Mann des Alterthums gefunden, der so arm gewesen, daß er kein Kleid gehabt, wo es darauf ankam, für das Glück eines großen Volks zu reden und zu han=

deln! Warum hat Herr von Gagern, einer der wärmsten und frühsten Vertheidiger der griechischen Frage, nicht dem Grafen Capodistrias ein paar hundert Franken vorgeschossen, daß er sich ein Kleid machen lasse? Jeder geschickte Schneider verfertigt in einem halben Tage einen vollständigen Anzug. Capodistrias erbot sich jedoch, zum niederländischen Minister zu gehen, „aber nicht als Staatsmann, sondern Mann zu Mann.“ Er geht. Herr von Gagern stirbt vor Ungeduld, bis der Mann vom Manne zurückkömmt; was hat er gesagt? „...j'ai trouvé la fibre un peu molle,“ erwiederte Capodistrias ... „was ich mit der „Pflicht des wirklichen Staatsmannes „explicirte,“ bemerkte Herr von Gagern. Er aber dürfe seinen Mundfluß haben, weil er nur „in der Rolle des Dilettanten erschien.“ Aber in meinem Leben hätte ich nicht errathen, daß eine lockere Fiber das Wesen eines wahren Staatsmannes bilde, und daher der vierwöchentliche Gebrauch des Schwalbacher Brunnens, da die Fiber spannt, einen Talleyrand zum Esel machen würde! Kurz, die einzige Sorge des Herrn von Stein, des Grafen Capodistrias und des Herrn von Gagern war: einen Prinzen mit Griechenland zu apanagiren, Rothschild zu einem neuen Anleihen zu verhelfen,

und den Prinzen und die Curse der griechischen Papiere durch deutsche Leibwachen zu schützen. Kürzer und kräftiger hat noch Keiner das seelenlose, mechanische, selbstsüchtige, schacherhafte Treiben der neuern europäischen Staatskunst, des Monarchenthums und der Hofschwänzelei dargethan, als dieser Herr von Gagern in Hornau, wo wir vor zwei Jahren Eierkuchen gegessen.

Montag, den 30. Januar.

Lassen Sie den *** tausend, ja zehntausend male von mir grüßen und danken für die herrliche Gesundheit, die er ausgebracht: Allen Völkern ohne König! Hier sagen sie: Les Rois s'en vont. Diese Taugenichtse von Franzosen finden doch gleich das rechte Wort für jede Sache, sobald wir guten Deutschen die rechte Sache gefunden. Wir wollen unsere Töchter mit ihren Söhnen, unsere Ideen mit ihren Worten vermählen, dann haben wir eine mächtige Verwandtschaft, und wehe dann Jedem, der uns zu nahe kömmt mit feindlichen Gedanken! Was Sie mir von den Polen geschrieben, und wie herrlich sie in Frankfurt aufgenommen worden, hat mich bis zu Thränen gerührt. Dem Manne, der auf der Brücke einem Polen seinen Mantel umgehängt und stillschweigend fortging, dem sollte man auf dieser Stelle ein Denkmal errichten; keinen schönern Zug des Herzens weiß die alte Geschichte zu erzählen. So mögen sie meine Briefe widerlegen! Ich will unter Männern der Wahrheit gern der einzige Lügner, in einem Lande des Glaubens gern der einzige Spötter, unter einem starken Volke der einzige Schwächling sein,

und bin ich erst der Schlechteste aller Deutschen geworden, dann ist Keiner seliger als ich. Guter Gott, was ist an einem einzelnen Menschen, was an mir gelegen? Bessere als ich sind verkannt worden. Das Leben ist kurz und der Tod noch kürzer. Aber der Tag der Wahrheit kömmt einmal, und Keinem wird Gerechtigkeit zu spät ausgezahlt, der, wie ich, als er seinem Vaterlande diente, nicht einmal Gerechtigkeit als Lohn verlangte.

Von den herrlichen Reden Raspails und der übrigen jungen Republikaner, die neulich vor Gericht standen, aber richteten statt gerichtet zu werden, habe ich einiges übersetzt, das ich Ihnen später mittheilen werde. Der und jener Ball, bei dem und jenem Bankier diesen Winter, hat Sie doch vielleicht etwas glacirt. Eine kleine republikanische Vorlesung zum Erwärmen kann immer gut sein.

Noch einmal — was Sie mir von Frankfurt geschrieben, hat mich bis tief in das Herz gefreuet. Möge es fortgehen auf diesem Wege; möge es sich emsig auf seine große Bestimmung vorbereiten und sich deren würdig zu machen suchen. Denn Frankfurt ist bestimmt, einst die Hauptstadt des deutschen Reichs und der Sitz der deutschen National-Versammlung zu werden. Dort, wo jetzt die Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit

gekrönt werden. Den Taxischen Palast, die deutsche Bastille, wird man niederreißen, und nachdem der Boden von allen Trümmern der Zwingburg gesäubert, wird auf dem Platze eine hohe Säule sich erheben, welche die Inschrift trägt: Hier liegt Deutschlands Schande!

Drei und siebzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 2. Februar 1832.

In dem letzten Hefte der Revue de Paris (vom 29. Januar) stehen Proben aus der bald erscheinenden Uebersetzung meiner Briefe. Es ist das Krönungsgemälde von David und ein Stück von Lord Byron. Ich finde das alles sehr matt; zum Glücke habe ich eine gute Natur. Der kleine Aerger macht mir eine Gänsehaut; aber nach innen dringt die Erkältung nicht.

— Ich habe schon in einer andern Recension gelesen, daß man mich gereizt und nervenschwach genannt. Das wunderte mich nicht. Die Gemeinen im Volke haben so gar keine Vorstellung davon, wie man anders als sie selbst denken und fühlen könne, daß, finden sie es einmal, sie die wundervolle Erscheinung einer Krankheit zuschreiben. Sie kennen so wenig die Macht und Wirksamkeit des Geistes,

daß sie es lächerlich finden, wenn ein körperschwacher Mensch die hohe und dicke Mauer der Gewohnheit zu erschüttern sucht. Ich erinnere mich, daß, als vor mehreren Jahren eine Verschwörung gegen die russische Regierung entdeckt wurde und die Hauptverschworenen hingerichtet wurden, man von einem derselben nichts Verächtlicheres glaubte sagen zu können, als er sei nervenschwach und habe doch gesucht ein Reich umzustürzen! Auch Robert hat mich einen nervenschwachen Athleten genannt. Ueber die Spötter! Weil sie, wie jener Crotoneser, von Kindheit an gewöhnt, ein Kälbchen mit sich herumzuschleppen, in ihrem Alter es dahin gebracht, einen ganzen lebendigen Ochsen zu tragen, halten sie sich für stark, weil sie dumm sind. Diese Menschen, die, weil sie sich nie der Außenwelt widersetzt, auch niemals Widerstand gefunden, sehen nicht die nächste Grenze ihrer Kraft und halten sich für mächtig, weil sie zur allgemeinen Materie gehören. Der Johanniter Meyer in Hamburg kennt mich besser. Er nennt mich so ein Kerl, was doch auf eine sechs Fuß hohe Seele hindeutet. Ach! wäre ich nur so ein Kerl! nicht wie jetzt, ein jämmerlich übersetzter Kerl, sondern ein untersetzter Kerl, mit breiten Schultern, breiter Brust, breiten Zähnen, breiten Fäusten und breiten Gedanken — hei! wie wollte ich sie

zurichten! Denn wahrlich, stünden mir alle Waffen der olympischen Götter frei, ich wählte nicht Jupiter's königliche Blitze, nicht Dianen's ferntreffenden Pfeil, nicht Merkur's Rednerlist, nicht Apollo's Leier, nicht das Lächeln der Grazien, nicht Aphroditen's Zauberblick, nicht Amor's Schelmerei — ich wählte mir nur die Keule des Herkules und Silen's groben Spaß. Sie schrieben mir neulich, es sei meiner unwürdig, wie ich mich gegen Robert und Pittschaft ausgesprochen. Freilich ist es meiner unwürdig: aber es ist ganz meiner würdig, in solcher Zeit nicht an meine Würde zu denken. Sind es Worte, die man braucht in diesen Tagen der Entscheidung? Soll ich daran denken, wie Leute von Geschmack über meine Schreibart urtheilen, was Weiber von meiner Aesthetik halten? Wenn ich Ruhe, Blut und Leben an die Sache des Vaterlandes wage, soll ich ängstlich besorgt sein, mir meine Kleider nicht zu verunreinigen? Wenn die Feinde der Freiheit im Kothe lagern, soll ich fern bleiben und sie nicht angreifen, um meine Stiefel nicht zu beschmutzen? Wenn es darauf ankommt, von den feinsten Worten ein Filigran zu flechten, ein Drahtnetz für Mückenseelen — ich verstehe das so gut als Einer. Wenn es darauf ankommt, eine Satire zu spitzen, so spitz, daß sie durch die Pore eines Glases dringt — ich

verstehe das so gut als Einer. Wenn es darauf ankommt, ein Gift zu mischen, klar, hell, rein, durchsichtig, ohne Farbe, Geruch und Geschmack, unschuldig wie frisches Quellwasser, ein Verläumdungsgift, eine aqua tofana — ich verstehe das so gut als Einer. Aber nein, ich will die Kerls todt schlagen, am hellen Tage und vor Aller Augen; denn Alle sollen es wissen, und sie selbst, daß sie von meiner Hand gefallen. Wie? wenn ein dummer Bauerlümmel mir in der Schlacht gegenübersteht, der gar nicht weiß, wo er sich befindet, nicht weiß, woher er gekommen, wohin er geht, für was, für wen er streitet — soll ich ihn schonen, weil er dumm ist? Er gilt seinen Mann und seine Kugel trifft so gut, als kenne er ihr Ziel. Darum schlage ich ihn zu Boden. Soll ich ihm verächtlich den Rücken wenden, daß er mich von hinten treffe? Fein thun mit solchen plumpen Thieren, unter Scherz und Lachen Kirschkerne schnellen gegen solche Elephanten — es ist lächerlich. Sie spüren es gar nicht. Oder glauben Sie vielleicht, daß Alle die Plumpheit, die Rohheit, die Gemeinheit meiner Gegner fühlten? Glauben Sie das nicht. Nicht einmal die Besseren alle. Ich habe das erfahren. Ein wohlmeinender Freund brachte mir das Blatt aus Stuttgart; ich las es in seiner Gegenwart und ergötzte

mich unter lautem Lachen an dem Fischweiberwitze einer deutschen Hofzeitung. Aber der Freund bemerkte mit bedenklichem Gesichte: ja es bleibt doch immer etwas hängen. Ich erwiederte: pah! das bürstet mein Bedienter wieder aus. Als ich aber später darüber nachgedacht, fand ich, daß ich nur eine leere Floskel gebraucht, um etwas zu sagen, und daß der Freund Recht gehabt. Selbst Heine, der doch so fein ist in seinen Ausdrücken und ein plumpes Wort gar nicht verstehen sollte, bemerkte, als er sah, wie ich mich lustig machte, über ein anderes jener rohen Tabaksblätter, es wäre Perfidie darin. Und hätte ich mich blind gelesen, ich hätte die Perfidie nicht gefunden. So urtheilen aber die Leute, die entweder selbst zur rohen Menge gehören, oder aus Erfahrung besser wissen als ich, wie man auf sie wirkt.

Die ministeriellen Blätter, die Hofzeitungen, warum schreiben sie denn so plump, warum schimpfen sie so pöbelhaft gegen die Vertheidiger der Freiheit? Glauben Sie, weil sie nicht fein zu sein verstehen? O nein! Sie verstehen es nur zu gut. Wenn sie einen Streit unter sich haben, Hof gegen Hof, Fürst gegen Fürst, Macht gegen Macht, dann kocht selbst ihr heftigster Zorn nie so stark über, daß der trübe Schaum der Wuth zum Vorschein käme.

Haß im Herzen, haben sie die liebevollsten Worte auf den Lippen und mit der ausgesuchtesten Höflichkeit stoßen sie dem Feinde ein schönes Schwert in die Brust. Wo es aber darauf ankommt, die Freiheit nieder zu reden, da wo die öffentliche Meinung, die Menge entscheidet, sind sie grob und plump, um auf die grobe, plumpe und gedankenlose Menge zu wirken, die in allen Ständen, vom Hofmanne bis zum Bauer, die Mehrzahl bildet. Was sie gegen uns, sollten wir gegen sie thun. Seit fünfzehn Jahren hat die Freiheit den Sieg, den sie siebenmal errungen, siebenmal wieder verloren, weil sie zu mäßig war, wie in ihren Handlungen, so in ihren Reden. Die Völker glauben noch nicht fest genug an ihr eigenes Recht und daß sie allein alles Recht besitzen. Sie kennen noch nicht genug ihre eigene Macht und daß Keiner Macht hat neben ihnen. Sie wissen noch nicht genug, daß die Welt ihnen allein gehört und Königen nicht der kleinste Theil davon, der sich weiter erstreckte als ihr väterliches Erbe, und daß sie darum von allem was sie wollen und was sie thun, Keinem Rechenschaft zu geben haben, als Gott allein. Darum, weil sie das nicht wissen, ihr Recht und ihre Macht nicht kennen, wollen die Völker in den Augen ihrer Fürsten gut und billig erscheinen, rechtfertigen sich, statt Rechtfertigung zu be-

gehren, fordern, wo sie nehmen sollten, fordern nicht alles, was ihnen gebührt, und fordern es mit so leisen höflichen Worten, daß man sich anstellt, die Hälfte nicht verstanden zu haben, und die verstandene Hälfte abzuschlagen den Muth bekommt; das muß anders werden. Keine Schonung mehr, nicht im Handeln, nicht im Reden. Liegt die Freiheit hinter einem Meere von Blut — wir holen sie; liegt sie tief im Kothe versenkt, wir holen sie auch. Darum siegt die Bosheit überall, darum wissen Dummheit und Gemeinheit immer den Vorsprung zu gewinnen, weil sie den kürzesten Weg zum Ziele nehmen, unbekümmert ob er rein sei oder schmutzig. Sie hält die Reinlichkeit nicht ab, sie gebrauchen selbst edle Mittel, wenn etwas Schlechtes dadurch zu erreichen, und wir sollten den Koth meiden, auch wenn er zum Guten führt? Wir suchen reinliche Umwege, verlieren die Zeit und Alles; denn wo wir auch den Feind einholen, wo und wann wir auch zu ihm stoßen, wir finden ihn immer im Schlamme, den wir früher oder später durchwaten müssen, wollen wir siegen für das Recht. Was Andere thun für die Tyrannei, warum sollen wir es nicht für die Freiheit thun? Schwert gegen Schwert, List gegen List, Koth gegen Koth, Hundegebell gegen Hundegebell. Heine sagt: auch die Freiheit müsse ihre Jesuiten

haben; ich sage das auch. Aber nicht das allein, die Freiheit muß alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stück-Knechte, Rothmäntel, Baschkiren, Marodeurs, Paukenschläger und Troßbuben. Lernen wir begreifen, daß die Tyrannen nur solche Waffen fürchten, die sie selbst gebrauchen; denn nur diese kennen sie. Darum der List ja keine Offenheit, dem Laster keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anstand gegenüber.

Ist es wie in den großen Kämpfen dieser Zeit, wo Macht gegen Macht streitet, nicht auch in den kleinen Kämpfen aller Zeiten, wo jeder Mensch für sein besonderes Leben gegen das andere besondere Leben kämpft? Siegt nicht immer der Dumme über den Weisen, der Bösewicht über den edlen Mann? Das geschieht, weil die edlen Menschen den Sieg mit dem Kampfe, die Beute mit der Waffe verwechseln und mit Recht für das Recht streiten. Nur mit Unrecht gewinnt man das Recht; denn man kann selbst im Kampfe für die Wahrheit die Söldlinge nicht entbehren, und diese bezahlt man mit Tugend nicht. Sehen Sie Rousseau. Es gab keinen Menschen, der das Gute mehr geliebt, das Schlechte mehr gehaßt, als er. Er kämpfte sein ganzes Leben für Freiheit und Recht, und warum wurde er so verkannt? Warum wurde er so verspottet? Warum

war sein Leben so voll Schmach und Noth? Er verspottete die Gemeinheit und war gutmüthig gegen die Gemeinen; er bekämpfte den Trug und lebte in Frieden mit allen Betrügern; er verfolgte alles Schlechte und schonte die Schlechten. Ueber die Sache verschwand ihm der Mensch; er liebte das Gute, und verstand die Guten nicht zu lieben; aber man muß Feinde haben, um Freunde zu finden; man muß hassen, um lieben zu können. Rousseau haßte und liebte Keinen, darum stand er allein; er verschonte Jeden, darum wurde er nicht verschont; er verfolgte Keinen, darum wurde er von Allen verfolgt. Gott und Welt, Himmel und Erde vertheidigte er, aber sich selbst wußte er nicht zu vertheidigen. Das schien ihm schnöder Lohn für freien Liebesdienst, und den verschmähte er. Darum ging er zu Grunde. Alle Blitze seiner Beredsamkeit gebrauchte er für Andere; für sich selbst war er wehrlos und stumm. Einmal sagt er in seinen Bekenntnissen: „Hätte ich meine Kraft gebrauchen wollen gegen meine Feinde, ich hätte gewiß die Lacher auf meiner Seite gehabt.“

Ich habe mir das gemerkt. Die Lacher will ich auf meine Seite ziehen; die Lacher, die gutes Herz und gute Fäuste haben, und nicht die feinen Lächler, die, ob sie zwar tausendmal mir Recht

gäben, doch tausendmal mich todtschlagen ließen, ohne die Hand für mich aufzuheben; aber mir immerfort Recht gäben und immerfort lächeln würden. Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder!

Abends. So eben habe ich die Abendzeitung, den Messager, gelesen. Gestern war sie noch ministeriell, heute hat sie die Farbe gewechselt. Die Actionairs haben sich nicht gut gestanden bei dem bisherigen Ministerialismus der Zeitung, und haben darum die Redaktion geändert. Es ist merkwürdig! Läse ich keine andere Zeitung, als nur den Messager, hätte ich denken müssen, daß seit gestern sich die ganze Welt geändert, daß ein Komet an die Erde gestoßen und sie in eine neue Bahn getrieben. Daraus sah ich wieder, wie weit die Meinung der Regierenden von der des Volkes absteht. Und wer von beiden auch irre, gleichviel. Der Abstand bleibt immer der nämliche. Und so ist es überall. Wie kann das gut enden?

Verflossene Nacht hat man eine Verschwörung entdeckt, aber keine von den neuen dummen Gassenverschwörungen beim hellen Sonnenscheine, sondern eine von der guten alten Art, schauerlich, mitternächtlich, blutdürstig, wie sie in den Melodramen vorkommen. Einige hundert Menschen, mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, wurden um Mitternacht in

einem Hause überfallen. Sie setzten sich zur Wehre. Der erste eindringende Soldat wurde erschossen. Einige hundert sind arretirt. Die Verschwornen sollen starke bewaffnete Trupps in verschiedenen Stadttheilen aufgestellt haben. Man wollte in die Tuilerien dringen; General Bourmont soll in Paris sein. Doch ist alles noch schwankendes Gerücht. Waren es Republikaner? Waren es Karlisten? Man sagt das Letztere. Wäre das — der König hatte am nämlichen Abend einen Ball — dann muß in der Gesellschaft doch mehr als Einer gewesen sein, der von der Verschwörung wußte. Es ist eine interessante Situation! Heuer gedeiht aber nichts. Warum sind sie nicht so klug wie Joseph von Egypten gewesen, und haben in den Jahren der Fruchtbarkeit besser für die Hungerjahre gesorgt? Jetzt kommt die Bescherung.

— Habe ich Ihnen vor einiger Zeit nicht einmal geschrieben: in Oesterreich würden sie erschrecken über die furchtbaren Fortschritte des Liberalismus, wenn sie erfahren, daß sogar in Constantinopel eine Zeitung erscheint? Nun, das war damals freilich gescherzt; aber es war ein Scherz im Geiste des Ernstes. Und jetzt ist es wirklicher Ernst geworden. Der österreichische Gesandte in Constantinopel hat der hohen Pforte eine sehr eindringliche Note über-

reicht, worin er im Namen seines Hofes vorstellt, welch eine schrecklich gefährliche Sache es um eine Zeitung wäre, selbst wenn sie im Sinne der Regierung geschrieben. Gäbe man dem Teufel einen Finger, bekomme er bald die ganze Hand. Was sagen Sie dazu? Und wenn ich mich auf den Kopf stelle, ich kann nicht mehr lügen, kann nicht mehr satyrisch sein. Alle Phantasie geht dabei zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen eine artige Geschichte von der russischen Zensur erzählen. Hängt Euch, deutsche Zensoren! Das da hättet Ihr nie erfunden. Im Jahre 1813 wollte ein Russe die Beschreibung einer Reise drucken lassen, die er im Jahre 1812 durch Frankreich gemacht. Die Zensur fand auch an dem Buche nichts auszusetzen, außer dem Titel; denn es war nicht schicklich, daß ein Russe 1812 in Frankreich reise, zu einer Zeit, wo Rußland und Frankreich Krieg führten. Um diesem Mißstande abzuhelfen, strich die Zensur den Titel *Reise durch Frankreich* aus und schrieb dafür *Reise durch England*, und wo im Buche das Wort Frankreich vorkam, setzte sie England an dessen Stelle.

Jetzt noch zwei chinesische Anekdoten *zum Einschlafen*, denn ich will zu Bette gehen. Der Kaiser von Rußland ließ dem Kaiser von China sagen: er möchte doch an der Grenze seines Reichs

einen Cordon gegen die Cholera ziehen lassen. Darauf ließ der Kaiser von China erwidern: er werde das bleiben lassen; denn er habe gehört, daß die Krankheit nur Müßiggänger, Trunkenbolde und unreinliche Menschen befalle, und es wäre ihm ganz lieb, wenn er fünf Millionen solcher Unterthanen verlöre. Auch an einer andern Grenze des chinesischen Reichs wollte der Regierungsbeamte von Maßregeln gegen das Eindringen der Cholera nichts hören, weil er sie als fruchtlos und den Müßiggang begünstigend ansah. Um seine Meinung zu unterstützen, erzählte er folgende Anekdote:

„Im Jahre 1070 brach in Peking eine sonder„bare Krankheit aus, deren Wirkung sich an den „Haaren Derjenigen zeigte, die in freier Luft lebten. „In kurzer Zeit verlor der Kranke die Hälfte seiner „Haare und darauf starb er. Als der damalige „Kaiser Tschanglug dieses erfuhr, sagte er mit be„stimmten Worten, er wolle von dieser Krank„heit nichts hören. Dieser höchste Wille, mit „Festigkeit ausgedrückt, machte die Seuche verschwin„den.“ Gute Nacht!

Freitag, den 3. Februar.

Ist denn das Alles wahr, was ich in einer Stuttgarter Zeitung gelesen, wie neulich die Frankfurter beim Durchzuge der Polen durch manches schöne Wort eine noch schönere Gesinnung offenbart? Einer, der vor dem Wagen der Polen zog, sagte: „Dir helf ich ziehen, Philipp, was geht mich Kaiser „und König an? Das hier sind brave Kerle, das „weiß ich.“ Ein Anderer, den man abwendig machen wollte, antwortete: „Ei, Ihr habt die Sontag „ziehen wollen; die haben den Russen noch etwas „ganz Anderes vorgesungen.“ Ein Dritter äußerte: „Wir müssen den jungen Leuten zeigen, „daß wir keine Preußen sind.“ Der Berichterstatter in der Stuttgarter Zeitung bemerkte hierbei, daß die Frankfurter, die sich so geäußert, aus den niedrigen Ständen gewesen. Diese Bemerkung war ganz überflüssig. Man weiß recht gut, daß bei uns, wie überall, die höheren Stände weder so viel Verstand, noch so viel Herz haben. Der Polenzug durch Deutschland wird die schönsten Früchte tragen. O, die klugen Leute! O, die schlauen Staatsmänner! Vor dem großen Freiheitsmagazin im fernen Warschau war ihnen bange; sie zerstreuten es, und jetzt geht die Freiheit hausiren im ganzen Lande, von

Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf! Von der Schmach und Tücke, die Oesterreich und Preußen den edlen Polen angethan, mußten die öffentlichen Blätter schweigen; und jetzt schicken sie zwanzigtausend Prediger im Lande herum, die erzählen, was sie geduldet und lehren, wie man zu dulden aufhöre. Kommen jetzt die Russen, dann wird man lange reisen müssen, um von Frankreich aus ihre Gräber zu besuchen.

Was sich aber Preußen für Mühe giebt, sich verhaßt zu machen! So viel Bescheidenheit hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Große Genies brauchen nicht zu studiren. Daß aber meine guten Deutschen ihren Preußenhaß auch gut verwenden! Es ist in ihrer schönen Art, über ihr Herz doppelte Buchhalterei zu führen: was sie dem Hasse geliehen, (und sie leihen ihm nur und nehmen später zurück) setzen sie gleich der Liebe in die Einnahme. Thut das nicht. Ihr möget Preußen hassen, aber liebt darum Oesterreich nicht mehr. Preußen klappert und warnt; Oesterreich zischt nicht eher, bis es gebissen. Preußen watschelt, wie ein Bär, auf die Freiheit los; Oesterreich wartet, bis sie an dem Dickicht vorbeikommt, wo es verborgen lauert. Hasset Preußen, aber fürchtet Oesterreich. Oesterreich *kann*, was Preußen nur *will*. Preußen ist nur Oesterreichs

Mund; rechtet mit dem Herzen, und nicht mit den Lippen. Oesterreich findet die Weichsel roth genug, es ist ganz zufrieden, und jetzt will es den Rest der Polen dazu benutzen, im deutschen Volke Haß gegen Preußen zu erregen, das es fürchtet, mehr als Rußland. Dieses ist doch ein Körper, aber Preußen ist ein schauerlicher Geist. Hätte Oesterreich nicht diesen Zweck, wäre es nicht damit einverstanden, hätte die Begeisterung des deutschen Volks für die edlen Polen in gar manchem deutschen Lande, in gar mancher Stadt, sich so ungestört nicht zeigen dürfen; hätte man nicht gesehen, daß selbst die feigsten aller Regierungen an dieser Begeisterung Theil genommen. Gar manche von den edlen Männern, die im milden Wirken für die Polen sich ausgezeichnet, sind der österreichischen Regierung mit ganz besonderer Liebe zugethan, durch ganz besondere Bande an sie geknüpft. Hasset Euere offenen Feinde, aber fürchtet die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen!

Samstag, den 4. Februar.

Heine wurde neulich von Jemand gefragt: worin er sich in seinen politischen Ansichten von mir unterscheide? Er antwortete: ich bin eine gewöhnliche Guillotine und Börne ist eine Dampfguillotine.

— Mehr als zweihundert Personen sind wegen der letzten Verschwörung arretirt worden, und darunter Leute von Namen, wie der General Dufour. Das ist der nämliche General Dufour, welcher in den Juli-Tagen, als der Herzog von Orleans vor dem Rathhause um die Gunst des Volkes bettelte, zu ihm sagte: Sie sehen, gnädiger Herr, welch ein schlechtes Ende schlechte Könige nehmen, und das diene Ihnen zur Lehre. Worauf der Herzog von Orleans ganz prächtig die Hand auf sein Herz legte, und, nachdem er eine der schönsten Stellungen Talma's ausgewählt, zu Dufour sagte: „Es bedarf Ihrer Ermahnungen nicht; ich bin ein guter Franzose, habe die Freiheit immer geliebt, immer für sie gekämpft.“ Fast geweint hat der gute Herzog vor edlem Zorne. Jetzt sitzt er auf dem Throne und Dufour im Kerker,

Auf Perrier's Ball hätte ich leicht kommen können, wie jeder Andere auch. Man konnte sich ein Billet dazu verschaffen, wie zum Theater; aber ich

wollte nicht. Ich will nicht wandeln, wo Sünder gehen, mich nicht setzen, wo Spötter sitzen.

— Bei dem Anlasse neulich, wo die Simonisten in die rauhen Fäuste der Gewalt gefallen, haben sich die Franzosen hier wieder auf eine sehr liebenswürdige Art gezeigt. Die öffentliche Meinung war zum großen Theile gegen die Simonisten; fast alle Blätter, am meisten aber die liberalen, waren ihnen entgegen. Der Figaro besonders, dieses reiche Nadelkissen, stach sie täglich auf das Grausamste. Aber seit dem Tage, daß die Regierung sich plump, wie jede, in ein zartes Verhältniß des Geistes gemischt, hat sich Alles geändert. Alle bisher feindlichen Blätter nehmen sich der Simonisten auf das freundlichste an. Der Figaro erklärt auf eine edle und rührende Weise, er werde von nun an kein Wort mehr gegen sie schreiben, sondern all seinen Spott der rohen Gewalt zuwenden. Ein Blatt für die protestantischen Interessen, das die religiöse Lehre der Simonisten stets mit Kraft und Ernst bekämpft, machte gleich am andern Morgen bekannt, es entsage von nun an seinem Kriege, und werde die Waffe nun gegen die gemeinschaftlichen Feinde führen. Ein Mann, der eine Schrift gegen die Simonisten zum Drucke fertig hatte, erklärte öffentlich, er werde sie unter solchen Verhältnissen nicht bekannt

machen. Ist das nicht Alles, wie bei uns? Auch dort, sobald die Regierung einen Menschen, ein Buch, eine Lehre verfolgt, erheben sich gleich die lieben, guten, hochherzigen Deutschen zum Schutze und zum Beistande der Schwachen.

Das Gedicht auf den Preußen-Galgen ist wunderschön. Ich werde es dem General Uminski mittheilen.

Schrieb ich Ihnen nicht schon im Anfange dieses Winters, es würde noch dahin kommen, daß die französische Regierung, von der man früher erwartet, sie würde andern Völkern beistehen, ihre Freiheit zu erkämpfen, sich mit allen despotischen Mächten verbindet, die Freiheit überall zu unterdrücken? Nun, heute erzählt man, Schiffe mit Menschen wären aus einem französischen Hafen ausgelaufen, um Ankona zu besetzen, und gemeinschaftlich mit Oesterreich und dem Papste die Italiener unter das alte schmähliche Joch zu bringen! Wahrhaftig, ich schäme mich. Mein Argwohn hinkt lächerlich hinter der Tyrannei her, die, Hand in Hand mit der Thorheit, schneller als der Wind seinen Blicken enteilt.

Vier und siebzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 7. Februar 1832.

Vor einigen Tagen wurden hier, zum Erstenmale seit der Revolution, zwei Menschen hingerichtet. Da verlosch der letzte Strahl eines schönen Tages. Als damals das Volk über das Leben aller seiner Feinde gebot und es schonte, dachten einige edle Männer daran, diese Tugend des Volkes, so lange sie noch regierte, zum künftigen Gesetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an Jene käme, die nie geschont, sie ihren Rachedurst doch wenigstens nicht mit Blut sollen stillen dürfen. Sie trugen daher in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe an. Doch jene Andern, die es genau berechneten, wie viel in dieser betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Kapital und Zinsen verloren ginge, und daß sie das später alle wieder herbeischaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, er-

schraken über die Abschaffung der Todesstrafe. All ihr Glück liegt in der Hoffnungslosigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? Doch schwiegen sie. Denn damals standen ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Minister Karls X., die ganz in ihrem Geiste und nach ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mißlungen war. Man wollte sie vom Tode retten und ließ darum die Wünsche des Volks für die Abschaffung der Todesstrafe nicht kalt werden. Sobald aber die Minister zur Gefangenschaft verurtheilt waren, befreite man sich von der schweren Heuchelei und führte für die Beibehaltung der Todesstrafe alle die Gründe an, welche die Mächtigen, Vornehmen und Reichen seit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht und die unbestrittene Herrschaft ihrer Leidenschaften und eine mathematische Sicherheit ihrer Reichthümer höher gelten, als Christus' Lehre und als das Gebot der Menschlichkeit. Ihr eignes Herz zum Maaßstabe nehmend, hatten sie ausgemessen, nach einem Jahre würde das Herz des Volks so klein geworden sein, daß die große Idee von der Abschaffung der Todesstrafe nicht mehr Platz darin findet. Aber sie täuschten sich.

Vor einigen Monaten wollte man auf dem Grève-Platze einen Verbrecher hinrichten, als aber das Volk

die Vorbereitungen sah, zeigte es sich so aufgeregt und widersetzlich, daß man die Hinrichtung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben sie den Richtplatz an das Ende der Vorstadt St. Jaques verlegt, außerhalb des Gesichtskreises des Volkes, eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt. Die letzte Hinrichtung haben sie ganz im Stillen vollzogen; erst zwei Tage später erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Minister haben es im Triumphe erzählt, wie schön alles gelungen, und wie der Schleier des Geheimnisses alles dicht bedeckte. Das Schaffot wurde *in der Nacht* aufgerichtet und die Verbrecher Morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Diese waren schon seit vielen Monaten verurtheilt, auf die Begnadigung *hofften* sie nicht mehr, sie war ihnen Gewißheit. Noch am Nachmittage gingen sie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh spazieren, und als sie sich Abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihnen für den andern Morgen den Tod an. Der eine Verurtheilte sagte am Fuße der Guillotine zum Henker: *eilt Euch! eilt Euch!* Aber sie haben ihn nicht verstanden, diesen Donner des Himmels. *Eilt Euch! Eilt Euch!* ruft es ihnen von oben herab; kurz ist Eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren! Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe

angetragen, da hätten sie nicht ruhen und rasten, sie hätten ihre Kinder nicht wiedersehn, nicht eher essen, trinken und schlafen sollen, bis das rettende Gesetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglückseligen! Für wen denn haben sie das Schaffot aufgerichtet, für wen haben sie das verrostete Beil des Henkers wieder blank geschliffen? Für sich selbst. Nicht zum zweitenmale wird das Volk seine Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweitenmale wird es seinen Feinden das Leben schenken.

— Wenn Pfeilschifters Blätter für den deutschen Adelstand nicht eben so unsichtbar sind, als es noch alle seine früheren Schriften waren, wenn man sie in Frankfurt finden kann, bitte ich Sie, mir einige davon hierher zu schicken. Es ist ein Werk der Menschlichkeit und ich wäre im Stande, selbst daran zu arbeiten. Charpie für den deutschen Adelstand — er wird sie bald nöthig haben. Zupft! Zupft! Ihr habt es nicht für die Polen gethan: doch wir rächen uns nicht. Auch ein Edelmann wird zum Menschen, sobald er krank und unglücklich geworden. Ach, wie schön ordnet sich das jetzt alles; wir dummen Demokraten hätten das nie gefunden. In den frühsten Zeiten war das Volk nichts, der Fürst wenig, der Adel Alles. Aber die Fürsten wollten mehr werden, und verbanden sich mit dem

Volke, den Adel zu unterdrücken. Das gelang nach einigen Jahrhunderten. Die Fürsten wurden viel, der Adel sank zu wenig herab, das Volk erhob sich zu etwas. Nun aber wollten die Fürsten Alles werden, und verbanden sich wieder mit dem Adel, um das Volk in sein altes Nichts zurück zu stürzen. Das gelang nicht; ja, das Volk wurde immer mächtiger und gelangte endlich zu der späten Einsicht, daß ihm allein Alles gebühre, und den Fürsten und Edelleuten, so lange sie außer dem Volke stehn, nicht das Geringste. Jetzt in unsern Tagen ist die Noth und Gefahr für die Fürsten so groß geworden, daß sie, wie immer in Gefahren, sich hinter die Fronte der Streiter begeben. Den Adel, an dessen Spitze sie sonst standen, stellen sie vor sich hin, und das ändert die Lage des Kampfes auf das allervortheilhafteste für uns. Den Völkern war eine Art religiöser Scheu vor ihren Fürsten anerzogen, und darum, ob sie zwar immer wußten, daß der Adel ihr eigentlicher Feind sei, trugen sie doch Bedenken, denselben mit aller Macht zu treffen, aus Furcht, die Fürsten zu verletzen, die vor ihm standen. Jetzt aber, da die Fürsten zurücktreten, wird die Völker nichts mehr abhalten, ihren ewigen Feind mit aller Kraft zu bekämpfen, und ihr Sieg ist sicher. Nach dem polnischen Kriege hat sich der mächtige Kaiser Nikolas

ganz erschöpft in die Arme seines Adels geworfen; der absolute König von Preußen organisirt die Aristokratie der Schweiz, und dient als gemeiner Ritter in ihren Reihen. Der englische Adel drängt seinen König zurück, und der französische rüstet sich mit dem Gelde der dummen Banquiers. Darum schreibt, Ihr Pfeilschifter! Zupft, Ihr gnädigen Fräulein von Neufchatel! Zupft; das ist Weiberarbeit, das kömmt Euch zu! Aber erröthet, daß Ihr die alten Fischweiber von Paris übertroffen und furienartiger, als jene einst die Aristokraten mißhandelt, mit Euern zarten adeligen Händen den Demokraten das Gesicht zerkratzt, die der galante Herr von Pfuel, einst der Bayard des Tugendbundes, gefesselt vor Euer Sopha geschleppt. Zupft, während wir die Schwerter wetzen!

— In der Allgemeinen Zeitung — nicht in der des Herrn von Cotta, sondern in der Deutschen allgemeinen Zeitung — stehet: „noch ein Wort über Börne;" ein sehr verdienstvoller Artikel, der wegen der vielen Wunden, die er empfangen, mit dem Zensur-Orden geschmückt worden ist. Das ist nun einer der Wohlwollenden, der froh und emsig Alles herbeigeholt, was er zu meiner Vertheidigung für nöthig hielt, und der es herzlich bedauert, daß er mich nicht in Allem vertheidigen kann. Nun wohl, er hat mich besser verstanden, als die Andern;

aber auch nur besser verstanden, was ich gesagt, was gedruckt zu lesen war. Doch was ich nicht gesagt, was nicht gedruckt worden, das entging ihm, wie es den Uebrigen entgangen. Haben Euch denn die täglichen Gedankenstriche Euerer Zensur nicht wenigstens im Errathen einige Uebung gegeben? Ach, das ist eben der Jammer mit den Deutschen. Weil sie immer so gründlich, so vollständig sind; weil sie Alles, was sie thun, mit dem Anfange anfangen, und mit dem Ende aller Dinge endigen; weil, so oft sie lehren, sie Alles lehren, was sie wissen über Alles; weil sie, wäre auch nur zu reden von der Angelegenheit dieser Stunde, von den Verhältnissen eines beschränkten Raumes, sie die ganze Ewigkeit, die ganze Unendlichkeit durchsprechen; weil sie hinausschiffen in den großen Ocean, so oft sie sich die Hände waschen wollen — urtheilen sie, findet sich einmal ein Mann, der sagt, was zu wissen nur eben Noth thut, es sei ein oberflächlicher, einseitiger Mensch, der luftige Worte spräche und nichts Gründliches sage. Was ist da zu thun? Ach, gestehet es nur, wenn wir uns wechselseitig unerträglich sind, so ist doch meine Last viel größer, als die Euere. Meine kleine Bürde unter dreißig Millionen Menschen vertheilt: das gibt jedem von Euch gar wenig zu tragen. Aber mir hocken dreißig Millionen Deutsche auf dem Rücken,

und die sind sehr schwer, sehr schwer! Gesteht es nur, ich brauche mehr Geduld mit Euch, als Ihr Geduld mit mir braucht.

Mein wohlmeinender Freund in der Deutschen allgemeinen Zeitung sagt: man möge nicht vergessen, daß ich ein Jude bin. Aber das spricht er nicht als Vorwurf wie die Andern aus; nein, er gedenkt dessen zu meiner Entschuldigung, ja, zu meinem Lobe. Er sagt: mit Recht wäre ich gegen die Deutschen erbittert, die mein Volk so gedrückt und geschändet; nicht der Haß, die Liebe habe mich verblendet. Ferner: „Der Ironie Börne's ist das Franzosenthum der „Riesenmaßstab geworden, mit welchem gemessen „die deutsche Nationalität in ihrer ganzen Zwerg„haftigkeit und Verkrüppelung erscheinen soll.“ Fer„ner: „Auch die Ironie bedarf eines Gegensatzes, „wie Alles in dieser Welt voll Licht und Schatten, „und sie muß daher, um ihren Gegenstand in seiner „ganzen Kleinheit darzustellen, ein wirklich oder schein„bar Großes ihm entgegensetzen.“ Ferner: „Die „ernsten schlagenden Worte eines Rotteck und „Welker, aber wahrlich nicht die fliegenden Witze „eines Heine und Börne, streuen den Samen „künftiger Thaten über unser Vaterland aus .... „Hat man Börne's Briefe zu Ende gelesen, so ist „auch der Eindruck vorüber und es ist uns nicht

„anders zu Muthe, als hätten wir einem glänzenden „Feuerwerke zugesehen.... Allein alle diese einzelnen „Winke können doch nimmer die Bahn bezeichnen, „auf welcher die Nationen vorwärts zu schreiten ha„ben; das vermögen keine blendenden, zuckenden Ge„dankenblitze, sondern nur das Licht der klaren „unwandelbaren Sonne.“ Und noch mehrere Dinge solcher Art spricht der Freund, auf welche ich Dinge meiner Art erwiedern will.

Es ist wie ein Wunder! Tausendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann Keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräthe sind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große

Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sclaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war, als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutschen Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gasse trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenzen zu mir herüberschallte. Und weil ich einmal aufgehört,

ein Knecht von Bürgern zu sein, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürsten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grunde auf gebaut; macht es wie ich und begnügt Euch nicht, das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte Euch, verachtet mir meinen Juden nicht. Wäret Ihr nur wie sie, dann wäret Ihr besser; wären ihrer nur so viele als Ihr seid, dann wären sie besser als Ihr. Ihr seid dreißig Millionen Deutsche, und zählet nur für dreißig in der Welt; gebet uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nicht neben ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen; aber das hat sie vor Fäulniß bewahrt. Ihr habt ihnen das Salz des Hasses in ihr Herz gestreut; aber das hat ihr Herz frisch erhalten. Ihr habt sie den ganzen langen Winter in einen tiefen Keller gesperrt und das Kellerloch mit Mist verstopft; aber Ihr, frei dem Froste blosgestellt, seid halb erfroren. Wenn der Frühling kommt, wollen wir sehen, wer früher grünt, der Jude oder der Christ. —

Sie sagen: Die Franzosen erschienen mir als Riesen, und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten? Unverstand und Mißverstand sind Zwillingsbrüder,

und es ist schwer, sie von einander zu unterscheiden, für jeden, der nicht ihr Vater ist. Wo habt Ihr klugen Leute denn das herausgelesen, daß ich die Franzosen als Riesen anstaune, und die Deutschen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichthum jenes schlechten Banquiers, die Gesundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrsamkeit jenes Göttinger Professors preise, und mich glücklich schätze, solche Güter zu besitzen — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher sind als ich, und daß ich mit ihnen tauschen möchte? Ich, mit ihnen tauschen? Der Teufel mag sie holen alle drei. Nur ihre Vorzüge wünsche ich mir, weil mir diese Güter fehlen. Mir würden sie zum Guten gereichen; aber jenen, die sie besitzen, gedeihen sie nicht, weil es die einzigen Güter sind, die ihnen nicht fehlen. Wenn ich den Deutschen sage: Macht, daß Euer Herz stark genug werde für Euern Geist; daß Euere Zunge feurig genug werde für Euer Herz; daß Euer Arm schnell genug werde für Euere Zunge; eignet Euch die Vorzüge der Franzosen an; und Ihr werdet das erste Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutschen Zwerge sind, und die Franzosen Riesen? Austauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: Ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken

und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen Mängeln und Auswüchsen; ein Deutscher mit seinen sechs und dreißig Fürsten, mit seinen heimlichen Gerichten, mit seiner Zensur, mit seiner unfruchtbaren Gelehrsamkeit, mit seinem Demuthe, seinem Hochmuthe, seinen Hofräthen, seinen Philistern — — auch mit seinen Philistern? — Nun ja, auch mit seinen Philistern. Aber ich sage Euch, es ist schwer, ein gerechter Richter zu sein!

Ihr sagt: Die Ironie bedürfe eines Gegensatzes, die der meinigen fehle. Wie! Merket Ihr, was ihr fehlet, dann fehlt ihr ja nichts mehr, und merkt Ihr nichts, dann fehlt ihr wieder nichts. Ihr seid ja selbst der Gegensatz! Soll ich Euch, breit wie Ihr seid, auf das schmale Papier hinstellen, das ja kaum für meine kleine Ironie groß genug ist? Man malet den Schatten, man malet nie das Licht. Soll ich Euch etwa loben, ein Volk loben? Seid Ihr denn mehr als Sonne und Mond? Nun, wenn die Sternkundigen von Mond und Sonne lehren,

dann reden sie nicht lange und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das siehet jeder dumme Hans — von ihrem Schatten, ihren Flecken reden sie. Das ist, was gelernt werden muß, darin ist die Wissenschaft. Von den Tugenden der Franzosen konnte ich sprechen, denn das sind Lichtflecken. Ihr seid ein Ganzes mit meinem Buche. Beurtheilt es, aber beurtheilt Euch mit, daß Ihr es nicht falsch beurtheilet. Ihr sagt: mit solchen fliegenden Witzen streue man nicht den Samen künftiger Thaten über unser Vaterland aus! O schonet nicht! Ich bekomme Krämpfe, wenn ich von Samen ausstreuen reden höre. Jetzt reden sie noch von säen, da doch ihr Korn schon längst geschnitten ist, und es nur an Dreschern fehlt, die es ausschlagen! Nun, ich war einer von den Flegeln, die Euch gedroschen; dankt es mir! Samen ausstreuen! Man verliert alle Geduld. So macht Euch auch eine neue Erde für Euren Samen, das wäre noch viel gründlicher. So wirkt man nicht — meint Ihr. Wenn man meine Briefe gelesen, bliebe nichts übrig, es war ein glänzendes Feuerwerk! Bin ich ein Gott? Kann ich Euch den Tag geben? Ich kann Euch nur zeigen, daß Ihr im Dunkeln lebt, und dazu leuchtet ein Feuerwerk lang und hell genug. Es bliebe nichts übrig? Wenn man meine

Briefe gelesen, bleibt noch die ganze Göttinger Bibliothek übrig. Wie! Ich hätte nichts gewirkt? Hört doch die argen Schelme an! Sie zanken mit mir, daß ich ihnen Wasser statt Wein einschenkte, und können doch vor Trunkenheit kaum den Vorwurf stammeln. Was nennt Ihr wirken? Was nennt Ihr die Menschen bewegen? Heißt Ihr das sie bewegen, wenn es Euch gelingt, sie zu Eueren Gesinnungen hinüber zu ziehen? Wenn so, dann bin ich bescheidener als Ihr. Ich nenne es auch die Menschen bewegen, wenn es mir gelingt, sie fortzutreiben, entfernten sie sich auch von meiner Gesinnung. Sie gingen doch, sie blieben nicht länger stehen. Und das ist mir gelungen. Welche Begebenheit der Welt hat denn seit der großen Sontag das deutsche Volk so in Bewegung gesetzt als mein Buch? Nun freilich, der Sängerin haben sie den Wagen gezogen, und nach mir, der gepfiffen, haben sie mit faulen Aepfeln geworfen; aber sie haben sich bewegt für mich, wie für sie, und die Bewegung war ihnen gut. Freilich haben sie die Sängerin mit Flötenliedern in den Schlaf gelullt, und mich haben sie mit einer gräulichen Katzenmusik aus dem Schlafe geweckt; aber bis vor Mitternacht haben sie vor meinem Hause gekesselt und geklappert, sie sind später zu Bette gegangen, sie haben drei Stunden weniger ge-

schlafen. Ist das nicht Gewinn? Habe ich nicht die Röthe des Zorns in tausend blutleere Wangen gejagt, und seid Ihr denn so ganz gewiß, daß nicht manche schüchterne Schamröthe das benutzt, sich leise, sachte auch darüber hinwegzuschleichen? Habe ich nicht manches kalte Herz entflammt? Mag nun die Flamme meinen Scheiterhaufen anzünden, oder den Weihrauch, den man auf meinen Altar gestreut — was geht das Euch an? Das ist meine Sache. Genug, es flammt. Seid nicht undankbar gegen einen Euerer treuesten Diener, der mit den Andern geholfen, Euch aus dem Schlafe zu rütteln. Als der große Friedrich in seinen hohen Jahren schlafbegierig geworden, da, seiner Fürstenpflicht eingedenk, befahl er seinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken, und wenn er nicht gleich das Bett verließe, ihm die Decke vom Leibe wegzuziehen. Er murrte immer über die Gewalt; aber war er einmal munter geworden, dann lobte er seinen Diener. Trinkt nur erst Eueren Kaffee, und dann werdet Ihr es mir danken, daß ich Euch die Bettdecke vom Leibe weggezogen. Die Zeit wird kommen, wo Ihr alle meine Vorwürfe ungerecht gemacht; und dann werdet Ihr die Ersten sein, es zu gestehen, daß sie einst gerecht gewesen. —

Sie verlangen, ich solle ihnen die Bahn bezeichnen, auf welcher sie vorwärts zu schreiten haben. Wenn ich ein Narr wäre! Ich weiß oft nicht: spottet Ihr über Euch selbst, oder wollt Ihr mich zum Besten haben? Wie? Soll ich Euch Bücher schreiben? Soll ich reden von Preßfreiheit und Zensur, ja nicht zu vergessen die Kaution; von öffentlichen Gerichten; von Geschwornen; von Abschaffung des Neubruchszehenten, des Blutzehenten und anderer Teufelszehenten; von Aufhebung der Frohnden und Zünfte; von Aufhebung der Universitäts-Gilden; von persönlicher Freiheit; von einem gemeinschaftlichen deutschen Gesetzbuche; von gleichem Maaße und Gewicht und gleichem Münzfuße; von Freiheit des Handels; von wahrer freier Volksvertretung; von starker Wehrverfassung gegen das Ausland? Von dem Allen sollte ich Euch sprechen? Hat es denn noch Keiner vor mir gethan? Habt Ihr geschlafen die letzten fünfzig Jahre? Dankt es mir doch, daß ich Euch den Buchbinder-Lohn erspare. Positives wollen sie haben! Wahrhaftig, sie haben es mir vorgeworfen, es sei gar nichts Positives in meinen Briefen. Positives! Und ihr Postament ist die ganze Erde! Ist es Euch noch nicht hoch, noch nicht breit genug? Traut Ihr seiner Dauerhaftigkeit nicht, und bittet mich, noch eine Lage

Positives aufzusetzen? Ich verbürge mich für seine Dauerhaftigkeit. Wagt es, wagt es endlich einmal, die Bildsäule der Freiheit darauf zu setzen. Oldenburger! — Doch nein, ich will mich nicht ärgern und Euch auch nicht. Doch könnt Ihr's nicht mit Freundschaft anhören, was ich Euch mit Freundschaft sage, daß Ihr Alle wie die Oldenburger Herren seid? Diese arbeiten jetzt an guten Communalschuhen, und sind diese fertig nach hundert Jahren, stecken sie die Füße hinein; und nach hundert Jahren stellen sie den Leib auf die Füße; und nach hundert Jahren stellen sie den Hals auf den Leib; und nach hundert Jahren setzen sie den Kopf auf den Hals; und nach hundert Jahren setzen sie den Freiheitshut auf den Kopf; und dann hat Oldenburg eine Constitution, so gut und so schön wie eine. O Oldenburger! Oldenburger!

Neue Ideen wollen sie auch von mir haben! Ein anderer Narr hat erzählt, er habe in meinem Buche nicht eine, nicht eine einzige neue Idee gefunden. Spannet alle Euere Professoren auf die Folter, und wenn sie Euch beim dritten Grade eine neue Idee bekennen, dann hat ihnen der Schmerz die Lüge abgepreßt, die sie widerrufen, sobald Ihr sie von ihrer Qual befreit. — Schweigt! Ihr wißt nicht, wie man Völker erzieht. Ich verstehe es bes-

ſer. Ein Volk iſt ein Kind! Habt Ihr einen hoffnungsvollen Knaben, geſchmückt mit allen Vorzügen des Körpers, ausgeſtattet mit allen Gaben des Herzens und des Geiſtes; aber eine unheilbare Schwäche, eine ſchlimme Angewohnheit verunziert des Knaben gute Natur, oder für einen gemeinen Fehler hat er Strafe verdient — werdet Ihr, wie folgt, mit ihm reden? „Komm her Junge, küſſe mich. Du biſt ein herrliches Kind, meine Freude und mein Stolz; deine Mutter lobt dich, deine Lehrer rühmen dich, deine Kameraden bewundern dich. Und jetzt haſt du eine Ohrfeige, denn du warſt unartig geweſen. Und jetzt küſſe mich wieder, theures Kind!“ Nein, ſo handelt Ihr, ſo redet Ihr nicht, ſo thöricht ſeid Ihr nicht. Ihr gebt dem Knaben eine Ohrfeige und von dem Uebrigen ſchweigt Ihr. Darüber gehen ſeine ſchönen Eigenſchaften nicht zu Grunde. War aber ein reifer und verſtändiger Mann bei der Züchtigung des Knaben, dann vernahm er wohl etwas in der ſchwankenden Stimme des Vaters, das wie eine frohe Rührung klang; dann ſah er wohl etwas in ſeinem Auge, das wie eine Hoffnungs-Thräne ſchimmerte. Dann küßte vielleicht der fremde Mann den weinenden Knaben, doch ganz gewiß tadelte er den Vater nicht.

———

Donnerstag, den 9. Februar.

Es erzählte mir Jemand aus der Zeitung, die Juden in Frankfurt würden mehrere Freiheiten bekommen; statt fünfzehn Paare jährlich, sollen künftig achtzehn Paare heirathen dürfen. O Zeitgeist! Zeitgeist! Wer kann dir widerstehen?

— Wenn **** zu Ihnen kommt, binden Sie sich einen dicken Shawl um den Hals, denn er haut Einem den Kopf ab, ehe man sich's versieht. Das ist ein Jacobiner!

— In Preußen hat man den Juden das deutsche Predigen verboten. Ach ja, ich will es wohl glauben. Wie glücklich wären sie, wenn sie auch in den Kirchen, den Gerichten, auf dem Markte, in den Zeitungen und sonst überall, wo man mit der Menge spricht, die deutsche Sprache verbieten und dafür die hebräische einführen könnten, die Keiner versteht! Hebräisch regieren — das wäre etwas Himmlisches! Ein Punkt kann den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen; ein Punkt, ein Strich mehr oder weniger, da oder dort, giebt dem Gesetze einen ganz anderen Sinn; man kann das Recht kneten wie Butter und eine grobe Constitution so fein machen, daß sie durch ein Nadelöhr geht. Denkt daran, Ihr christlichen Minister! Werdet Rabbiner und ich habe

das erfunden! Auch will man jetzt in Preußen allen Civilbeamten Uniformen geben. Das ist die rechte Höhe der Tyrannei, der Superlativ, der deutsche Superlativ des Monarchismus; es ist eine allerhöchste Spitzbüberei. Dadurch will man die Regierung ganz vom Volke trennen, die Beamten unter den Korporalstock der Disciplin bringen, Vaterlandsliebe in blinden Gehorsam verwandeln, und aus dem sitzenden Heere der Schreiber ein stehendes Heer machen; aus Richtern und Hofräthen Soldaten, welche die Feder statt der Flinte schultern, statt Patrontaschen Wappen tragen und Verordnungen und Strafen wie Patronen gebrauchen. Die Kammergerichts-Assessoren werden Schildwache stehen müssen und die Referendäre des Nachts patrouilliren. Das Ministerium wird das Hauptquartier und jedes Amt eine Wachtstube. So verknechtet man das Volk, so verknechtet man seine Hüter, so verknechtet man Alles von der Hütte bis zum Throne, vom Bettler bis zum Oberknechte. Ach! so viele Umstände wären gar nicht nöthig. Die Preußen sind gute Menschen und leitsam wie die Hämmel. Der Kühnste unter ihnen, der Herr Professor von Raumer, ist noch furchtsam wie ein Spatz. Er hatte einmal den Muth, von der Galeerenbank der Zensur wegzulaufen. Es war in den Schreckenstagen der Cho-

lera, wo Jeder den Kopf verlor. Er hätte ihn freilich nicht gehabt, wäre nicht Se. Excellenz, der Geheimerath von Raumer, Galeerenhauptmann und sein Onkel gewesen, auf dessen Schutz er rechnen durfte, wenn man ihn wieder erwischte. Indessen er hatte ihn. Gleich ließ er seine Heldenthaten, als sein eigner Homer, in die Allgemeine Zeitung setzen. Das war zu viel. Dagegen konnte ihn auch sein gnädiger Onkel nicht schützen, das griff die preußische Monarchie zu gefährlich an. Man befahl dem Professor Raumer, seinen kühnen Schritt zu leugnen, und er hatte die Feigheit, es zu thun und öffentlich bekannt zu machen, er hätte die Nachricht nicht in die Allgemeine Zeitung geschickt, er wisse nichts davon. Und hätte er wirklich nichts davon gewußt, er hätte das doch nicht erklären dürfen. Braucht man Uniformen gegen oder für solche Menschen? Herr von Raumer kam wieder zu Gnade und zu größerer als vorher. Denn nicht aufrichtige, treuergebene Diener will man haben, Menschen, die mit Herz und Glauben dem Absolutismus dienen; nein, Herz und Glauben sind der Tyrannei verhaßt, auch wenn sie ihr dienen. Man will freigesinnte, aber gottvergessene Menschen, die ein Gewissen zu verkaufen, die eine ursprünglich gute Gesinnung dem Teufel zu verschreiben haben. Die sucht man, die belohnt man am

besten. Die kann man dem Volke zur Verführung aufstellen, als hohnlächelnde Beweise vorzeigen, daß Tugend nichts ist und Ehre eine Waare. So verknechtet, so entadelt man die Menschheit, daß sie Gott selbst nicht mehr erkennt und sie der Gewalt der Tyrannei überläßt.

Freitag, den 10. Februar.

Heute bin ich ganz vergnügt, daß ich gestern keinen Brief bekommen. Dafür bekomme ich ihn heute, oder jeder Funke der Menschlichkeit müßte in Ihnen erloschen sein. Haben Sie meine erschütternden Ermahnungen vom Neujahrstage schon vergessen? Warten Sie nur, dann schreibe ich Ihnen wieder einen Brief, der Ihnen das Herz in tausend kleine Stücke brechen soll.

Den gestrigen Abend brachte ich in einer Soirée St. Simonienne zu, bis gegen Mitternacht. Es ist eine wöchentliche Zusammenkunft, die, wie jede andere, der geselligen Unterhaltung gewidmet ist und keine besondere religiöse oder doctrinaire Bestimmung hat. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welchen wohlthuenden Eindruck das Ganze auf mich gemacht. Es war mir, als wäre ich aus der Winterkälte einer beschneiten nordischen Stadt in ein Glashaus gekommen, wo laue Frühlingslüfte und Blumendüfte mich empfingen. Es war etwas aus einer fremden Zone und aus einer schönern Jahreszeit. Und doch war ich mit keinem vorbereitet günstigen

Gefühle, sondern ganz anders, mit unfreundlichen Gedanken dahin gekommen. Ich hatte mir fest versprochen: dort findest du Menschen, die einem Jahrhunderte und einer Welt vorausgeeilt, oder die Jahrtausende zurückgegangen, um das Kinderparadies der Menschheit aufzusuchen; und du findest sie mit den neuesten Gesichtern vom 9. Februar 1832, mit den Meinungen, Reden, Gesinnungen, Witzworten, Fragen und Antworten und dem ganzen ewigen Kalender aller Franzosen und Pariser. Ich fand sie nicht so. Es schwebte ein Geist heitern Friedens über diesen Menschen, ein Band der Verschwisterung umschlang sie Alle und ich fühlte mich mit umschlungen. Eine Art Wehmuth überschlich mich, ich setzte mich nieder, und unbekannte Gefühle lullten mich in eine Vergessenheit, die mich dem Schlummer nahe brachte. War es der magnetische Geist des Glaubens, der auch den Ungläubigen ergreift wider seinen Willen? Ich weiß nicht. Aber schweigende Begeisterung muß wohl mehr wirken als redende; denn die Reden der Simonisten haben mich nie gerührt. Dabei war Alles Lust und Freude, nur stiller. Es wurde getanzt, Musik gemacht, gesungen; man spielte Quartetts von Haydn. Es waren wohl hundert Menschen, ein Drittheil Frauenzimmer. Die Männer waren mit ihren Weibern gekommen! Das sieht man

freilich in andern Pariser Gesellschaften auch; aber dort kommen und gehen die Männer mit ihren Weibern, während sie aber beisammen sind, findet eine Art Ehescheidung zwischen ihnen statt. Hier aber konnte ich erkennen, welcher Mann zu welcher Frau gehörte. Im Vorzimmer saß eine ganze Reihe Kammer- und Dienstmädchen. Sie kamen oft in das eine Gesellschaftszimmer, um durch die offene Thüre des Salons ihre Herrschaften tanzen zu sehen und singen zu hören. Diese Gleichheit gefiel mir sehr. Noch beim Nachhausegehen auf den Boulevards fühlte ich mich seelenwarm und ich ging zu Tortonie und aß ein Glas Plombieres, wobei ich Ihrer gedachte, besonders als ich an die Vanille kam. —

Es geht dem *** wie vielen Deutschen, welche die Nebensache zur Hauptsache gemacht. Die französische Leichtigkeit ist bei ihnen zum Leichtsinn, das so nothwendige und darum verzeihliche sich Hervorstellen zur Zudringlichkeit geworden, und wenn sie sich als die gemeinsten Charlatane betragen, glauben sie Leute von Welt, feine Pariser zu sein.

An der Deutschen Tribune zu arbeiten, dazu habe ich keine Zeit jetzt. Aber ich thue es, sobald ich frei werde. Das ist ein Schlachtfeld, auf dem kein Mann, der sein Vaterland liebt, fehlen soll. Aber die Zeitung, wird sie noch lange bestehen? Sie

hat bis jetzt der Zensur getrotzt, wofür der Redacteur zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

Ich schicke Ihnen heute den Härings-Salat. Es ist eine große Schüssel und Sie werden Durst darauf bekommen.

Härings-Salat.

Beim Thor, beim hohen Odin, und beim höchsten Bör, meinem erhabenen Ahn, dieser Knabe Alexis kämpft mit einer Berserker-Wuth, für die ihm einst in Walhalla ein Zwiebelkuchen duften wird! Aber noch bedenke ich mich. Soll ich, oder soll ich nicht? Kennten mich nur die Menschen alle, fühlten es nur alle mit, welch einen Stolz ich aufzuopfern habe, wenn ich solchen niedrigen Troßbuben das Gesicht zuwende. Aber auch diesen Stolz lege ich auf den Altar des Vaterlandes, und wahrlich, hätte ich ihm alles zu verdanken, was ich ihm zu verzeihen habe — ich wäre ihm jetzt nichts mehr schuldig. Oder glaubt Ihr, es wäre nichts, mit einem Philisterchen zu rechten, daß es geworden, wie es die Natur in einer langweiligen Stunde aus dem Kern einer Haselnuß geschnitzelt? Wenig für einen Mann von Ehre und Gefühl, sich vor ein Nürnberger Schäch-

telchen hinzustellen, wie es beschaffen, wenn eben der letzte Nachtlichtdocht herausgenommen: offen und leer — und es ernsthaft zu fragen, warum es nichts enthalte, und wo seine Seele hingekommen? Es ist viel. Und doch dauert mich der arme Schelm! Sie haben ihm heimlich Branntwein in seine Bierkaltschale gegossen, und der blasse blöde Junge, der früher nicht den Muth hatte, eine rothwangige Bauerndirne zum Tanze aufzufordern, stürzt hervor, wird ein Held, fliegt die Sturmleiter hinauf, und erwacht nicht eher aus seinem Taumel, bis eine starke Faust dort oben ihn mit einer Ohrfeige lachend in den Graben hinunter stürzt. Dann jammert er: Ach, Papa Schlesinger! Ach, lieber Papa Schlesinger! Ach, wäre ich doch freimüthig und zu Hause geblieben! Ach, hätte ich doch kein Handgeld genommen! Ach, wäre ich nur fort von hier, man erwischte mich kein zweitesmal! Thörichter Knabe! Trinke Milch und gehe nicht hin, wo Werber zechen. Sie haben dir wohl versprochen, du solltest Hauptmann werden; aber du bliebest Trommelschläger dein ganzes Leben. Du dauerst mich.

Ich habe des großen Bör, meines göttlichen Ahns, gedacht. Das war er, und darum nenne ich mich Börne (Sohn des Bör). Mütterlicher Seite stamme ich von Belsta ab, des Riesen Bergthorir

Tochter, und Gattin des Bör. Keiner, der mich kennt, wird mich des Ahnenstolzes fähig halten; ich erwähne nur meine Abstammung, um jenen thörichten Menschen, welche glauben, daß eine hohe Geburt ein niederes Leben gut mache, und eine niedrige Geburt ein hohes Leben verderben könne, mir vorwerfen, ich sei als Jude geboren, und darum weniger als sie — um ihnen zu zeigen, daß ich mehr bin als sie, wie durch mein Leben, so auch durch meine Geburt. Der Ursprung meiner Familie geht hoch über das Christenthum hinaus, und ist noch älter als das Judenthum. Wir stammen aus der Lichtwelt, Muspellheim war unser Wiegenland; Ihr aber stammt aus der Nebelwelt, von Niflheim seid Ihr hergekommen, seid Ymer's böse Kinder, und die verzwergten Enkel der langweiligen, aber einst gewaltigen Eisriesen. Einst heirathete ein Mann aus meiner Familie eine Frau aus der Eurigen, die Kuh Audhumbia, und diese Verwandtschaft spüre ich bei naßkaltem Wetter in allen meinen Gliedern.

Zwei tausend Jahre vor Christus zog der mächtige Heimdall, Nachkomme Bör's und einer meiner glorreichen Vorfahren, mit einem zahllosen Heere dem Mittage zu, um dort die Teutonen, die Nachkömmlinge Ymer's, aufzusuchen, und mit diesen seinen tückischen Vettern einen alten Rechtsstreit auszu-

kämpfen. Nach langem und beschwerdevollem Zuge kam Heimdall mit seinem Heere an der Grenze des feindlichen Landes an. Die Nacht war angebrochen, aus allen Städten und Dörfern schallten die Sturmglocken, und zahllose Wachtfeuer brannten rings umher. Heimdall's kampfbegierige Streiter jauchzten dem kommenden Morgen entgegen. Als der Held eben sein letztes Horn ausgeleert und sich unter einer Eiche zur Ruhe legen wollte, wurde ihm eine Botschaft gemeldet. Es erschienen fünf und zwanzig Zwerge in seidenen Kleidern und mit hundert Bändern und Goldblechen behangen. Der kleinste derselben trat hervor, warf sich Heimdall zu Füßen, küßte sie, stand dann wieder auf und sprach: „Allerdurchlauchtigster Fürst und Herr, Allergnädigste „Geißel Gottes! Mein Herr, der König der „Hofräthe, sendet mich zu Allerhöchstderen Allerhöchster Person, und flehet Allerhöchstdieselben, ihn „in diesen kritischen Zeiten mit keinem Kriege zu „überziehen, weil Deren heilige Person gerade beschäftigt ist, mit ihren getreuen Unterthanen die Stumme „von Portici einzustudiren. Allerhöchstdieselben mögen „geruhen zu bedenken, oder wollen geruhen zu bedenken, wie es meiner schuldigsten Ehrfurcht am „angemessensten lautet, daß von dieser neuen Oper „das Glück des ganzen Volkes der Hofräthe abhängt,

„und darum geruhen gefälligst umzukehren, und Aller„höchstderen Königreich, das gesegnete Mußpellheim, „wieder mit Allerhöchstderen Gegenwart zu beglücken. „Mein Herr und König übersendet Ew. glorreichen „Majestät durch meine unwürdigen Hände dieses „blaue Band der schönen Sängerin, deren Hausorden, „als ein Zeichen seiner Freundschaft und unwandel„baren Gesinnung, und bittet Allerhöchstdieselben, „mit Allerhöchstdemselben einen Allerhöchsten Zoll„vertrag abzuschließen, zu wechselseitigem Vortheile „der beiderseitigen Höfe.“ Als darauf der Zwerg dem großen Heimdall das kleine Ordensband umhängen wollte, aber kaum seine Knie erreichen konnte, brach darüber Heimdall's Heer in solch ein donnerndes Gelächter aus, daß achtzehn von den Zwergen vor Schrecken umfielen und starben. Deren Anführer und Vormund riß sich die Haare aus dem Kopfe, warf sich Heimdall abermals zu Füßen und sprach mit thränenden Augen: „Allerdurchlauchtigstes gött„liches Wesen! Mächtiger Beherrscher von Muspell„heim! Mögen Allerhöchstdieselben in Allerhöchstderen „gerechtem Zorne, wenn ich mich alleruntertänigst „so ausdrücken darf, es unserm unglücklichen Lande „nicht anrechnen, daß einige schlechte Hofräthe sich „erkühnt, in Gegenwart Allerhöchstderen geheiligter „Person umzufallen und zu sterben. Es sind junge

„Leute, die erst vor zehn Jahren von Jena zurück-
„gekommen, wo ihnen die Burschenschaft heillose de-
„magogische Schwärmereien in den Kopf gesetzt.
„Wollen Allerhöchstdieselben Gnade für Recht ergehen
„lassen und sich damit begnügen, daß wir zu Aller-
„höchstderen Satisfaction gleich morgen früh unsern
„Zensor aufknüpfen, weil er, wie dieses Beispiel der
„frechsten majestätsschändenden Todesart lehrt, den
„revolutionairen Grundsätzen nicht streng genug Ein-
„halt gethan. Gnade! Friede! O, wäre die Stumme
„von Portici hier, daß sie selbst für uns reden
„könnte!“ Heimdall gerieth in den heftigsten Zorn
und sprach: „Ihr feigen Hunde habt nicht den Muth
„mit uns zu kämpfen, und wollt uns meuchelmörde-
„risch in den Rücken fallen! Ihr sprecht von Frieden,
„und im ganzen Lande erschallen die Sturmglocken!
„Ihr sprecht von Ergebenheit und rings umher ver-
„rathen zahllose Wachtfeuer ein zahlloses Heer!“ —
Der Zwerg schlug sich vor die Stirn und erwiderte:
„O jammervolles, o allerhöchstbetrübtes Mißverständ-
„niß! Allerhöchstdieselben geruhen nicht zu wissen,
„was Sie sprechen! Allerhöchstdieselben geruhen
„falsch zu hören und falsch zu sehen! Was Sere-
„nissimus für Sturmglocken gehalten, ist nichts als
„das festliche Geläute, womit wir Allerhöchstderen er-
„freuliche Ankunft feiern, und was Allerhöchstdieselben

„geruhten für Wachtfeuer anzusehen, waren die Illu-
„minationen, die im ganzen Lande der Hofräthe von
„der Polizei anbefohlen worden. O Gnade! O
„Barmherzigkeit!“ Heimdall gab dem Zwerge einen
Fußtritt und sprach: „Fort, Hunde, mit Tagesan-
„bruch seht Ihr mich wieder!“

Nach Aufgang der Sonne stand Heimdall mit
seinem ganzen Heere im Gebiet der Hofräthe. Der
Zwerg vom vorigen Tage trat abermals hervor und
sprach: „Allerdurchlauchtigster, ich wünsche wohl ge-
„ruht zu haben. Allerhöchstderen heiterer Blick ver-
„kündet uns Ruhe und Frieden. Der Zensor ist
„gehenkt, und die Güter der achtzehn Demagogen,
„die gestern Abend eines revolutionären Todes ge-
„storben, sind confiscirt worden. Ich bin von mei-
„nem Könige und Herrn bevollmächtigt, dem durch-
„lauchtigsten Beherrscher von Muspellheim eine Oper-
„Allianz anzubieten. Die beiderseitigen respectiven
„Höfe sollen auf ewige Zeiten ihre Sängerinnen
„und Tänzerinnen mit einander austauschen, zum
„größten Vortheile des Handels, der Industrie, der
„Moral, Gesundheitspolizei und Bevölkerung der
„beiden Staaten. Um Allerhöchstdenselben die Kosten
„der Kriegsrüstung zu ersetzen, will mein König und
„Herr die Hälfte seiner Staaten an Ew. Majestät
„abtreten. Höchstderen allerunterthänigster Zwerg

„hat seinem Herrn dazu gerathen. Wir sind un„serer Hofräthe, Domainenverwalter, Gardeoffiziere, „Minister, Kammerherren, Oberstallmeister, Ober„Ceremonienmeister, Hofdamen, Maitressen, General„Intendanten und Hofbanquiers in allem nur 814. „Für diese bleibt die Hälfte des Landes groß genug „und wenn die uns bleibenden Unterthanen zweimal „so viel Steuer bezahlen, als früher, verlieren wir „nichts an den Andern. Geruhen jetzt Ew. Majestät „ein ganz unterthäniges Frühstück einzunehmen, und „dann der General-Probe der Stummen von Portici „huldreichst beizuwohnen."

Nachdem der Zwerg-Hofrath so gesprochen, erhob sich im Hintergrunde ein wildes Geschrei: Zu den Waffen, zu den Waffen! Keinen schmachvollen Frieden! Auf, Brüder! Es lebe Teutonia! Es lebe die Freiheit! Heimdall schob die Hofräthe, welche die Aussicht hemmten, weg, um zu sehen, was hinter ihnen vorging. Da gewahrte er eine Schaar edler Jünglinge, welchen der Muth in den Augen blitzte, welchen Kampfbegierde die Wangen röthete, und die den Ruf zur Schlacht erwartend, freudig mit den Schwertern auf den Schild schlugen. Heimdall mit seiner Heldenschaar streckten froh bewegt ihre Arme den Heldenbrüdern entgegen und riefen: „Gruß, Liebe und

„Dank euch Brüdern! Wir kommen, ihr seid es „werth mit uns zu streiten, und Sieger oder besiegt, „in Walhalla trinken wir aus Einem Horn!“ Da erbleichte der Zwerg, sprang auf einen Stuhl, sah die tapferen Jünglinge zornig an und sprach: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Heimdalls Kriegern bot sich darauf ein Schauspiel dar, worüber sie zu Bildsäulen erstarrten und ihnen Schwert und Schild mit donnerndem Getöse aus den leblosen Händen fiel. Sobald die teutonischen Jünglinge gehört: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! legten sie ihre Rüstung ab, zogen Schlafröcke an, stopften ihre Pfeifen und fingen an zu lesen und zu schreiben. Heimdall sprach darauf zu seiner Schaar: „Auf, „tapfere Genossen, flieht fort von hier. Wir sind „gekommen mit Männern zu kämpfen, nicht mit „Schulmeistern und ihren Knaben. Fort von jener „bedauernswürdigen Jugend, fort von diesen ver„ächtlichen Alten! Flieht und schaut nicht rückwärts, „bis wir nach Muspellheim gekommen.“

So verließ Heimdall mit seinem Heere Teutonia, ließ aber zur Bewachung der Hofräthe sechs Mann und einen Unteroffizier zurück.“

Dieser Unteroffizier war Heimdalls jüngster Sohn, der aber trotz seiner königlichen Abstammung nicht besser gehalten wurde, als der gemeinste Krieger. Nach-

dem aber sein Vater fortgezogen war und der junge Mensch sich selbst überlassen blieb, konnte er den Schmeicheleien und Kriechereien der Hofräthe nicht lange widerstehen. Er verweichlichte, sein reines skandinavisches Blut artete aus, und von dem vielen Essen und Trinken, das man ihm alle Tage vorsetzte, bekam er die Gicht, welche Krankheit sich durch länger als zweitausend Jahre in seiner Familie fortgeerbt. Vier und zwanzig hundert Jahre nach Heimdall reiste ein Nachkömmling jenes Unteroffiziers, Namens Widar, wegen seines Podagra's nach Baden bei Rastatt. Auf dem Wege dahin, im würtembergischen Städtchen Mergentheim, lernte er ein schönes Mädchen kennen, Namens Goldchen, Tochter des Juden Baruch. Er verliebte sich in sie, und verlangte sie zur Gattin. Er erhielt sie unter der Bedingung, ein Jude zu werden und den Namen Baruch anzunehmen. Widar lernte in Baden den berühmten Dichter Robert kennen, der ihn Tag und Nacht um Stoff zu einem Drama quälte. Widar erzählte ihm seine eigene Lebensgeschichte und daraus entstand Roberts Europäisches Schauspiel: die Macht der Verhältnisse. Darauf zog Widar oder Baruch an den Main, da, wo später Frankfurt erbaut wurde. Die Gegend gefiel ihm und er ließ sich da nieder. Sein Haus stand an der Stelle, wo jetzt in Sachsenhausen die

untere Mühle liegt. Nach und nach siedelten sich viele Heiden und Juden dort an, und es entstand eine Stadt, die Widar nach seinem Namen nannte. Dieses zeigt auch das Wort Frankfurt ganz deutlich; denn Frank heißt im skandinavischen Wi, und furt, heißt dar. Also waren es Juden, die Frankfurt gegründet, und S. T. der Herr Senator Dr. Schmitt Wohlgeboren waren daher im größten Irrthum, als sie gegen mich, der die Rechte der Juden vertheidigte, vor einigen Jahren im Gelehrtenvereine bemerkten: die Juden könnten keine Bürger sein in Frankfurt, weil es vor 1500 Jahren Christen gewesen, welche Frankfurt erbaut. Gerade im Gegentheile. Wenn hier die Religion ein Recht geben oder nehmen könnte, wären die Frankfurter Juden die einzigen Bürger, und die Christen wären blos Schutzchristen, welche die Juden in eine Christengasse einsperren und ihnen verbieten dürften, mehr als zwölf Ehen jährlich zu schließen, damit sie nach und nach aussterben und den Handel der Juden nicht ganz zu Grunde richten.

Auf diese Weise ist meine früher heidnische Familie eine jüdische geworden, und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich aber, als im Jahre 1818 die jüdische Familie Rothschild so übermächtig wurde, beschloß zum Christenthume überzugehen; denn es war immer meine Neigung, es mit der

schwächern und unterdrückten Partei zu halten. Der Pfarrer wollte mich aber unter dem Namen Baruch nicht taufen, und darum nahm ich den Namen Börne an, um hierdurch das zerrissene Band mit meinem Ahnherrn, dem göttlichen Bör, wieder festzuknüpfen. Seitdem heiße ich also Börne und nicht Baruch modo Börne, wie das Frankfurter Polizei-Protokoll ohne Punkte vom 5. Dec. sagt. Ich habe den Namen mit Wissen und gnädigster Erlaubniß meiner hohen Obrigkeit angenommen. Wenn ich von mir selbst spreche, heiße ich kurzweg Börne; wenn aber Andere von mir sprechen, heiße ich Herr Börne. Und ich heiße mit viel größerem Rechte Herr, als irgend ein Frankfurter Senator der drei Bänke, den ältern und jüngern Bürgermeister nicht ausgenommen. Denn ich bin wahrer Herr, ich diene Keinem, ich bin keiner Macht Unterthan. Ich diene nur der Wahrheit und dem Rechte, ob es mich zwar nur so weit angeht, daß ich selbst es nicht zu verletzen habe. Wäre ich aber eine obrigkeitliche Person, ein Richter, ein Senator, ein Bürgermeister; wäre das Recht meiner Mitbürger meinem Schutze anvertraut und irgend eine zahnstochernde Excellenz, dem etwa einer meiner Schutzbefohlenen wegen der Form seiner Nase mißfallen, lächelte mir beim Desert den Befehl zu, dessen Recht zu kränken, ließ ich lieber meinen armen Leib

in tausend Stücke hauen und ihn als Fraß den Schweinen vorwerfen, als daß ich meine unsterbliche Seele um das Spottgeld eines solchen Lächelns verkaufte. Also Herr Börne heiße ich und werde Jedem zu begegnen wissen, der mir mein Herr anrührt. Als vor einiger Zeit einige junge Leute von der Gesellschaft der Volksfreunde wegen Vergehen, die mit fünfjähriger Einsperrung bestraft werden können, vor ihren Richtern standen und angeschuldigt auf diese Weise, ihre Vertheidigung auf eine wenn auch nicht strafwürdige doch höchst straffällige Weise führten, Recht und Ordnung, ihre eigenen Richter, den König und die Verfassung verhöhnten und bei dem Verhör der Gerichts-Präsident die Angeklagten beim Namen rief, ohne Herr vorzusetzen, da sprach Raspail, einer derselben, zum Präsidenten: „Wenn ich das Wort an Sie richte, nenne ich Sie Herr Präsident; wenn Sie mit uns sprechen, sagen Sie blos Raspail, Hubert, Thauret. Doch sind wir gleich vor dem Gesetze; geben Sie uns die Eigenschaft, die wir Ihnen selbst ertheilen. Die Achtung, die Sie von uns selbst zu fordern das Recht haben, sind Sie auch uns schuldig." Lautes Bravorufen der Zuhörer folgte auf diese Anrede. Der Präsident aber nahm keine Rücksicht darauf und fuhr fort, Raspail zu sagen, ohne Herr. Darauf

sprach Raspail: „Herr Präsident, nennen Sie mich „Herr Raspail, ich verlange es; nicht für mich „(man weiß, wie wenig wir auf so nichtige Dinge „halten), aber ich fordere es im Namen der Würde „der Vertheidigung und der Achtung, die man den „Angeklagten schuldig ist. Die Beklagten, die man „alle Tage auf diese Bänke schleppt, sind gewohnt „vor Ihnen zu zittern. Nun wohl! sie mögen „sich selbst achten lernen, es ist ein gutes Beispiel, „das wir ihnen geben.“ So wie Raspail vor den Assisen, stehe ich jetzt vor der Frankfurter Polizei. Mein Verbrechen ist mir unbekannt; aber die mir drohende Strafe ist fürchterlich. Wenn ich verurtheilt werde, muß ich den Galeeren-Dienst bei diesem Amte versehen. Darum sage ich im Gefühle meiner Würde dieser Polizei: „Madame! Wenn ich Sie anrede, „nenne ich Sie Madame; nennen Sie mich Herr. „Die Achtung, die ich Ihnen bezeuge, sind Sie auch „mir schuldig. Den Doktor erlasse ich Ihnen, auch „meine übrigen Titel, deren ich viele habe, brauchen „Sie mir nicht zu salviren, auch dem Wohl „gebornen entsage ich. Aber nennen Sie mich „Herr Börne, ich bestehe darauf.“

— Auf dieses Tutti lasse ich ein Solo folgen; denn ich spiele ein unparteiisches Doppel-Concert, indem ich zwar als Componist und Concertgeber mir

die erste Stimme vorbehalte, doch zur gehörigen Zeit mit der zweiten abwechsle. Jetzt kömmt die Reihe zu geigen an den Meister Alexis. „Noch nie habe „ich ein Buch mit so steigendem Widerwillen, bis „es zuletzt völliger Ekel wurde, durchgelesen. Börne „ist ein deutscher Ultraliberaler, sagen Sie. Mein „Gott, reicht denn das Wort aus, diesen Inbegriff „von knabenhafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit, „diesen bodenlosen Revolutionsgeist, diese hohle, ans „Alberne streifende Begeisterung für negirende Begriffe „auszudrücken, ja nur zu bezeichnen? Thut man nicht „unsern Liberalen Unrecht, Börne als einen ihres „Gleichen zu nennen? Mich dünkt, so etwas von „erschütternd Nichtigem, in einer abschreckenden Ge„stalt, ist noch nicht da gewesen, wenigstens nicht in „der deutschen Literatur .... Er wälzt sich in Ge„meinplätzen, in einem bachantischen Taumel, oder „wie jener irische Häuptling, der sich vor der Fronte „in den Koth warf, um sich abzukühlen, wenn ihn „das Fieber brannte. Es juckt ihn und er kratzt „sich, daß es eine Lust ist." Noch einmal, mich dauert der arme Schelm! Vor vierzig Jahren hatte irgend ein pfuschender Naturgesell von Lappen, die er seiner Meisterin gestohlen, dem kleinen hagern Seelchen Röckchen und Höschen zusammengeschneidert. Zur Ruhe, zum Sitzenbleiben und zum Referiren

geboren, war dem Seelchen das enge Kleidchen weit genug und die Nähte hielten. Aber da schlägt ein Blitz in seiner Nähe nieder, das Seelchen erschrickt, springt auf, zum erstenmale bewegen sich die Glieder, die knappe Sprache platzt, Lumpenworte hängen herum, und dem armen nackten Seelchen kann man alle Rippchen zählen. Edler! Warum bist du erschrocken? Nicht dir galt der Blitz; Lorbeeren verschont er. Uebrigens nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich mehreremale Du zu Ihnen sage. Zuweilen rede ich in Streckversen, und dann duze ich Jeden ohne Unterschied des Ranges, der mir in den Weg kommt. Aber eines bitte ich Sie mir zu erklären. Ich erinnere mich ganz genau: es war im Jahre 1819, nach dem Karlsbader Congresse, da nahm ich Assafötida ein, und zwar in Mixtur; denn ich verabscheue die feigen Pillen. Es war ein einziger Löffel voll, es war der Ekel einer Minute und der Schauer von fünf Minuten. Aber hinge mein Leben davon ab, ich nähme keinen zweiten Löffel Assafötida. Sie aber, mein Bester, haben mehrere Stunden an meinem Buche mit immer steigendem Ekel gelesen! Wie ertrugen Sie das? Wer hieß Sie das? Wer bezahlte Ihnen das? Oder finden Sie solche Freude am Ekel, daß Sie ihn gutwillig suchen, warum erbrechen Sie sich vor den Augen

aller Welt? Ist das artig? Thut das ein wohlerzogener Mensch? Zwar haben es die alten Römer auch gethan, aber Sie sind kein alter Römer, sondern im Gegentheil ein Referendär. Zweitens, beantworten Sie mir die Frage: ist das literarische Unterhaltungs-Blatt ein Nachtgeschirr? Endlich möchte ich wissen, wo Sie gelesen, daß ein irischer Häuptling sich durch ein Schlammbad vom Fieber geheilt. Ich habe eben das Fieber, aber es nützt mir nichts.

Alexis: „Von diesem in ihm kochenden Grimme „merkte man wenig, als er vor einigen Jahren eine „Reise durch Nord-Deutschland machte. Man wußte „bis dahin nicht viel mehr von ihm, als daß er um „Frankfurt herum berühmt sei .... Die Meisten „hörten zum Erstenmale von ihm, weil er ins Morgen„blatt eine Kritik über die Sontag einrücken lassen, „und so wurde er in Berlin präsentirt." „Es ist „der Mann, der über die Sontag ge„schrieben." Theurer Freund! Du gleichst dem Geiste, den du begreifst. Du saubergewaschenes, kuchenlächelndes, bimmbammelndes Sonntagskind, erkennest nur den müßigen, schöngeputzten, lustigen Sonntag in mir; aber die Wochentage voll schwerer Sorgen, saurer Arbeit und lohngeiziger Bezahlung, die hast du nicht erkannt. Ja, es kochte damals, wie später, der Grimm in mir, nur heißer noch;

denn als in den Juli-Tagen der Vulkan sich in einem Feuerstrome Luft gemacht, da wurde mit Millionen Herzen auch das meinige friedlicher und stiller. Damals aber, da die Freiheit nur erst rauchte und knabenhaft mit Steinen warf nach der Tyrannei, da, zu stolz zum Kinderspiele, verschloß ich meine Brust und ließ den Grimm darin kochen zum spätern Gerichte. Hättest du meine Glut geahndet, schwammiger Alexis, du wärest entsetzt von mir weggelaufen und hättest dich vor Angst in ein Wasserfaß gestürzt. Vielleicht hörtest du zuweilen, wie es siedete in mir; aber du dachtest wohl, ich summe ein Sontags-Liedchen und liebtest mich darum. Doch über den Narren! daß er noch selbst herbeischleppt, was er verstecken sollte, damit es mein Spott nicht finde. Ja freilich, so ist es, man wußte in Berlin nichts von mir, als daß ich über die Sontag geschrieben, und so wurde ich Jedem vorgestellt: es ist der Mann, der über die Sontag geschrieben! Wenn ich jener Tage gedenke — doch ich will erst das Feuer schüren; mich friert, wenn ich daran denke. Komme her, Muse, setze dich zu mir beim Kamin und erzähle mir von jenen Tagen. Aber sei vernünftig und kichere nicht.

Ich wohnte in der Stadt Rom und doch war es fürchterlich kalt. Aber es war die Stadt Rom

unter den Linden. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, Morgens zwischen zehn und zwölf Uhr, und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering zu mir, schwarz gekleidet, in seidenen Strümpfen und überhaupt sehr festlich zubereitet. Ich saß gerade beim Kaffee. Börne! sagte Robert, trinken denn die Geister Kaffee? Darauf sah er Hering an und wartete auf eine günstige Rezension seines Einfalls. Hering aber, der seinen Beifall für sich selbst aufsparen wollte, sprach: „Warum nicht? Im Kaffee „ist Geist, schöne Geister begegnen sich, darum trinkt „Börne Kaffee." Darauf sagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut schluchzend um den Hals. Robert aber sprach, mit bewegter doch fester Stimme: ermannen Sie sich, Referendär; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hause begegnete uns ein Mann, wir blieben stehen. Hering sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder Einer. Hering sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vier

und dreißig Personen vorgestellt, die alle Hofräthe waren. Endlich erreichten wir den Pariser Platz. Ich hoffte, meine Leiden würden jetzt geendigt sein; aber nein. Man schleppte mich dem Thiergarten zu. Unter dem Brandenburger Thore machten wir Halt. Hering blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwischte; Robert aber stellte sich mir gegenüber, zog ein dickes Manuscript aus der Tasche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Espenblatt, und er fing zu lesen an: „Heil dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands!“ — Da schlug sich Robert vor die Stirn und rief: Ich Esel! da habe ich den Waldfrevel statt der Rede eingesteckt! Schadet aber nichts, ich weiß sie auswendig. „Edler Börne! „Hier unter diesen Pferden, die einst die Franzosen „schmachvoll nach Paris geführt, die wir aber glor-„reich wieder zurückgebracht; hier unter diesen Pferden, „wo Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen gegeben, weil „auf die Frage: was er jetzt denke? der Junge ge-„antwortet: er denke gar nichts, worauf Jahn ge-„sagt: er solle daran denken, wie man die Pferde „wieder schaffe; hier unter diesen Pferden denke ich“ .... Lieber Robert, fiel ich ins Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein denkendes Wesen sind, aber ... Doch Robert ließ sich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter diesen heiligen Hallen,

„glücklich nachgebildet den Propyläen in Athen, welche „eben so viele Talente zu erbauen gekostet, als Sie „besitzen, nämlich tausend und zwölf; hier unter „diesen schönen Talenten — ich wollte sagen Pro= „pyläen — wo einst die verdienten Männer des „Alterthums auf Kosten unsers geliebten Königs ver= „pflegt worden, freie Kost, Wohnung, Heizung und „Wäsche hatten, täglich eine Flasche Champagner und „monatlich hundert Thaler Taschengeld“ .... Der Referendär fiel hier dem Robert ins Wort und sagte: Lieber Robert, Sie faseln. Sie verwechseln Propyläen mit Prytaneen. Robert aber erwiderte ärgerlich: Prytaneen oder Propyläen, das ist mir alles eins. Er wollte fortfahren; ich aber, halb todt vor Hunger und Durst, raffte alle meine Kraft zusammen und sprach: „Lieber Robert! In den Prytaneen oder „Propyläen, denn weil es Ihnen alles eins ist, ist „es mir auch alles eins, bekamen die verdienten Män- „ner des Vaterlandes, wenn sie Hunger hatten, ein „Gebackenes zu essen, das man Madsa nannte. „Sind Sie der Meinung, daß das Wort Mazza, „womit Ihre Glaubensgenossen das ungesäuerte Brod „bezeichnen, das sie an ihrem Passah essen, mit jenem „griechischen Madsa verwandt sei? Ich bin nicht „der Meinung, sondern ich stimme mit der des be= „rühmten seligen Wolf überein, der in seinen Pro=

„legomenen zum Homer gezeigt, daß das griechische „Madja nichts anders gewesen, als ein Berliner „Pfannkuchen. Ach, lieber Robert! Ach, theurer „Alexis! wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt ein „Dutzend Pfannkuchen hätte! Aber wohlverstanden, „von den guten in der Jägerstraße, mit einer Zucker„glasur und mit Aprikosen gefüllt.“ Robert, an den Rest seiner Rede denkend, sagte schmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geschehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben stehen und Hering sagte: Justizrath! Börne! Der Justizrath erstarrte und sagte: Börne? Sontag — göttlich! Das wiederholte sich alle zehn Schritte, bis unter die Stechbahn. Diesesmal aber waren es lauter Justizräthe. Endlich traten wir bei Justi ein und dort wurde ich im Namen der preußischen Monarchie von deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Chocolade und Madeira bewirthet. Hering überreichte mir den ersten Pfannkuchen auf silbernem Teller und sprach: Börne! Dieser Pfannkuchen ist ein Bild Ihrer schönen Seele! Darüber mußte ich aber in ein so unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Chocolade umstieß, die herabfloß und mir ein ganz neues schwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nämlichen Morgen erst der Schneider gebracht hatte. Denn am Tage vorher, dem zweiten meiner

Ankunft in Berlin, waren mir meine Kleider aus dem Zimmer gestohlen worden, woraus ich erkannte, daß Preußen wirklich eine von republikanischen Institutionen umgebene Monarchie sei; denn je freier ein Volk, je schlechter ist seine Polizei. In Paris wurde mir nie etwas gestohlen.

Und diese Menschen, die mir einen Purpurmantel umgeworfen, mich unter den Linden im Triumphe herumgeführt, vor mir hergingen wie Haman vor dem Mardochai, und ausriefen: so ehrt Ahasverus den Mann, der über die Sontag geschrieben! — diese Menschen, die mir tausend und zwölf Talente angeschmeichelt und meine Seele mit einem Pfannkuchen verglichen — machen mir jetzt die größten Grobheiten, aus Todesfurcht, Herr von Arnim, der Polizei-Präsident, möchte es erfahren, daß sie bei einem Essen, das sie mir im Café Français unter den Linden gegeben, allen Königen den Tod zugetrunken!

Alexis: „Ihm zitterte das Herz unter seiner Brust, und die Brücke unter seinem Gesäß beim Gedanken, daß auf derselben Brücke der „erste Freiheits-Kämpfer des Juli gefallen.“. . . . Ach, die Nase! Die Königsnase — darauf sitzen jetzt schon dreihundert Mücken! . . . . Meinen Jammer, daß „deutsche Genies“ hungern muß-

ten, den lobt und billigt der Philister; doch das ist seine einzige Unparteilichkeit .'. . . „Man kann ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm deutsche Dummheiten mittheilt.“ Danke, lieber Herr! — „Der Patriot fingirt, daß ihm Jemand aus Oesterreich Folgendes schreibt.“ Das haben die andern Philister auch gesagt: ich hätte den Brief erdichtet, denn ich hätte den Muth nicht gehabt, in meinem eignen Namen gegen Göthe zu schreiben; sie wollen mich nur allein stellen, alle Schuld auf mich allein häufen; das ist ein Pfiff, den sie von irgend einem abgesetzten Polizei-Diener gelernt. Vielleicht hoffen sie auch auf diese Weise, mir den Namen des braven Mannes abzulocken, der den Brief geschrieben. O! geht, geht. Ich bin ein gerader schlichter Mann, aber für euch bin ich noch zehntausendmal zu schlau.

Der Referendär hat mir auch vorgeworfen, ich hätte nichts gelernt, ich wäre ein unwissender Mensch. Oder hat es mir Robert vorgeworfen, oder Pittschaft, oder ein Anderer? Die vielen Grobheiten haben mich ganz verwirrt gemacht; daher kann ich unmöglich darüber Buch und Rechnung führen. Ich muß es mit meinen Gegnern machen, wie es einmal Schinderhannes mit einem Trupp Juden gemacht, der ihm in seine Hand gefallen. Er zwang sie alle,

ihre schmutzigen Stiefel auszuziehen; diese warf er untereinander und befahl ihnen, sie jetzt wieder anzuziehen. Nun hätte man das Geschrei und Zanken der Juden hören müssen, wie sie einander in die Haare fielen und sich die Stiefel aus den Händen rissen. Schinderhannes stand dabei und hielt sich die Seiten. Wie kommt es aber, daß mich noch keiner von euch Schinderhannes genannt? Ihr seid doch im S eures Schimpfwörterbuchs und schon über die Schmeißfliege hinaus. Aber jetzt ist es zu spät. Wer mich jetzt Schinderhannes nennt, der ist nichts als ein schlechter Nachdrucker. Ich verwahre feierlich meine Rechte auf den Schinderhannes, und der hohe deutsche Bund wird es gewiß nicht zugeben, daß man den 18. Artikel der Bundesakte übertrete und meine Schriften ganz oder zum Theile nachdrucke.

Also einer von meinen Gegnern sagte, ich wäre ein unwissender Mensch. Ich? Wie viele Gelehrte gibt es denn in Deutschland außer mir, die einem armen Scribenten zu rathen wissen, wie er es zu machen hat, mit seinem Einkommen auszukommen, daß er nicht nöthig habe, für Tagelohn zu schimpfen? Er muß es machen wie der Thrazier Paräbius, der Freund des Königs Phinous. Er muß der Nymphe Thynis einen Altar errichten, dann wird

es ihm nie mehr an Lebensmitteln fehlen. Ich weiß freilich nicht, wer der Apollonius ist, der die Geschichte des Paräbius erzählt — ob Apollonius Liminus, des Cressus Freigelassener, der korrekteste Schriftsteller aller Zeiten, denn er hat nie etwas herausgegeben; oder Apollonius der Rhodier, von dem man ein berühmtes Heldengedicht vom Argonautenzuge besitzt; oder Apollonius Cronus, der Philosoph aus der Megarischen Schule; oder Apollonius Parga, der berühmte Mathematiker, welcher ein Meisterwerk von den Kegelschnitten herausgegeben; oder Apollonius von Tyana, der Pythagoräer, von dem man die unglaublichsten und lächerlichsten Wunder erzählt, (so soll er in der kurzen Zeit von zehn Jahren einen ganzen Monat des Freimüthigen zweimal durchgelesen haben) — aber ein einzelner Mensch kann nicht alles wissen. Dagegen weiß ich, daß Carme die Tochter Eubulus und Enkelin Carmanors war, und daß Jupiter mit ihr die Britonortis erzeugte, und daß diejenigen Gelehrten, welche, wie Schwabe in seinem mythologischen Lexicon, behaupten, die Carme wäre eine Tochter des Phönix und Enkelin des Agenor gewesen, crasse Ignoranten, jämmerliche Wichte, verfluchte Kerls und elende Schmeißfliegen sind, welchem Gesindel man einmal

auf die Finger klopfen muß, daß etwas Furcht hineinfährt. Ich habe gelernt, daß man sich sehr hüten müsse, die *Δειπνα απο σκυριδος* der Griechen mit den Sportulis der Römer zu verwechseln, daß man ungebetene Gäste *σκιας* nannte, und ich weiß auch den Grund davon. Nicht weniger ist mir aus meinen Studien bekannt, daß man bei den Römern Diejenigen Causarii nannte, welche wegen Kränklichkeit vom Kriegsdienste befreit werden mußten, daß aber, weil dabei oft Betrügereien vorgingen, bei ausbrechendem Kriege strenge Untersuchungen angestellt wurden, weswegen der hohe Frankfurter Senat, als er den Beschluß gefaßt, mich bei der Polizei anzustellen, welches ein Kriegsdienst ist, ein Platz im Genie-Korps, und da Einer der Senatoren die Einwendung gemacht, meine Kränklichkeit verstatte mir nicht, diesen Dienst zu versehen, erklärte: nun, so solle ich im December von Paris nach Frankfurt reisen, um mich von dem dortigen Stadtphysikus untersuchen zu lassen. Und weiß ich nicht, daß, thät' ich dies auch, es mir nichts nützen würde, weil, wenn auch der Frankfurter Stadtphysikus mich aus alter Freundschaft krank machte, ich doch dienen müßte, da, so oft ein Tumult entsteht, oder die Stadt in höchste Noth geräth, gar keine Entschuldigung angenommen wird? War aber nicht neulich in Frank-

furt ein Tumult wegen der Thorsperre, und ist nicht die Stadt durch die preußische Mauth in die höchste Noth gerathen? Das Alles weiß ich und ich wüßte noch tausendmal mehr, wenn ich aus Funke's Real-Schullexicon, worin ich das Zeug gestern Abend gelesen, noch einige andere klassische Werke von zu Hause mitgenommen hätte, wie: Eschenburgs Handbuch der klassischen Literatur, Heliodore, die Lautenspielerin aus Griechenland, Thibaults Pandekten und Roberts Waldfrevel. Und jetzt kommen solche Mordbrenner, solche Mauerbrecher, Dornbüsche, lächerliche Thoren, heillose Gesellen und jämmerliche Wichte, und erfrechen sich zu sagen, ich hätte nichts gelernt! Aber ich werde dem seichten Geschwätze dieser elenden Schmeißfliegen bald ein Ende machen. Ich beschwöre Sie, lassen Sie auf der Stelle aus meinem Hause den großen Koffer holen, der in der Dachkammer steht. Nicht den englischen Koffer; denn darin liegen blos meine Novellen, Romane, Tragödien, Vaudeville's, Romanzen, Xenien, und eine deutsche Uebersetzung von Wilibald Alexis Schriften — welche mir alle zu meinem ernsten Zweck nicht dienen können. Sondern den größern deutschen Koffer, welcher mit einem Felle überzogen ist, den drei Latten festhalten. Darin liegen meine gelehrten Manuskripte. Ferner ein großes gelbes

Felleisen, worin die zu meinen Werken gehörigen Citate gepackt sind. Ganz oben im Koffer liegt ein Verzeichniß sämmtlicher Manuskripte, wovon ich eine Abschrift mit nach Paris genommen. Ich bitte Sie nun inständig, aus dem Koffer diejenigen Manuskripte zu nehmen, die ich Ihnen mit den Nummern bezeichnen werde, und sie mir durch die Post hieher zu schicken. Nur vier oder fünf will ich drucken lassen: das wird ganz hinreichen, der Welt zu zeigen, wer ich bin. Aber, um des Himmelswillen, lassen Sie den Koffer und das Felleisen in Ihrer alleinigen Gegenwart öffnen und untersuchen, aber ja keinen Ihrer gelehrten Freunde dabei sein. Es könnte mir einer ein Manuskript, oder gar einen Gedanken, oder gar ein Citat stehlen; denn die Gelehrten haben in solchen Dingen weder Scham noch Gewissen. Ich wünsche also zu haben: „No. 189. De Confectione tractarum Berolinensium. Auctore L. Boerne 1826. No. 214. De captura harengorum 1831. Nr. 215. Deutsche Uebersetzung des nämlichen Werkes: „Von dem Häringsfange. Mit Zeichnungen. No. 333. Kommentar über die Gesetzgebung der geheimen Polizei, nach englischen und nordamerikanischen Grundsätzen bearbeitet. Mit Anmerkungen von Wurm. Endlich mein

Hauptwerk: No. 709. Vollständiges Verzeichniß aller Trauerspiele, Lustspiele, bürgerlichen Schauspiele, Liederspiele, Melodramen und Opern, welche auf sämmtlichen deutschen Bühnen vom Jahre 1774 bis zum Jahre 1827 aufgeführt worden sind, nebst Angabe der darin aufgetretenen Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, und Nachweisungen aller über die theatralischen Leistungen Deutschlands erschienenen Kritiken. Nach den Quellen bearbeitet von Ludwig Börne, und mit einer Vorrede von Ludwig Robert, zwölf Theile. Ich wollte dies Werk schon verflossenen Sommer in Baden drucken lassen. ließ mich aber durch Robert davon abwendig machen. Er widerrieth mir wegen der stürmischen Zeit, in welcher alle Talente untergingen. Ich hätte mich aber von Robert nicht sollen abwendig machen lassen. Grobe und schwere Talente, wie die seinigen, gehen freilich leicht unter; aber meine, leicht wie Nußschaalen, schwimmen oben und haben keinen Sturm zu fürchten. Ich werde das Manuskript dem Herrn Brockhaus anbieten, der es gewiß gern verlegt, da es ein deutsches Nationalwerk ist, und gleichsam eine

Fortsetzung von Ludens Geschichte der Deutschen. Es ist nur ein Jammer, daß er so schlecht bezahlt.

Der Referendär Hering oder Willibald Alexis, wie er mit seinem Süßwasser=Namen heißt, baut ein Pantheon für die großen deutschen Männer und stellt die Büsten von Menzel, Pustkuchen, Heine und Börne hinein .... Wie kommt Pustkuchen hieher? Pustkuchen hat gegen Göthe geschrieben, und wer gegen Göthe schreibt, den hohen Priester von Karlsbad, ist ein Revolutionär. Hering macht die Inschrift für genannte Büsten. Als er aber an die von Heine kommt, zupft ihn Einer am Rock. Ich weiß nicht, wie er heißt, es ist aber Jemand von der hohen Polizei. Der sagt ihm etwas ins Ohr, worauf der Refendär ein pfiffiges Gesicht macht, und lispelt: ich verstehe! Der Weisbinder, der deutsche Pantheos, schreibt nun, statt der Inschrift zu Heine's Büste, folgendes von ihm: „Heine hat — doch halt! ich denke lieber an „das, was Heine noch thun wird. Heine hat, so „lang es eine kitzliche Opposition war, als Liberaler „gefochten; jetzt ist er es nur noch aus jugendlichem „Muthwillen. Sein Talent will Beschäftigung haben. „Ich hoffe die Zeit zu erleben, wo er denselben „Kitzel darein setzt, gegen den jetzt bequemen „Liberalismus sich in Ungelegenheit zu

„s e t z e n. Ich lasse den Schleier über seiner Büste „im Pantheon der deutschen Republik ruhen, und „denke an seine Büste in der deutschen Literatur." Ist das nicht merkwürdig? Eine ähnliche Aeußerung über Heine, einem andern Artikel entnommen, den man auch aus Berlin eingeschickt und auf den ich zurückkommen werde, lautet wie folgt: „Ein Schrift„steller (Heine), nicht ohne Geist und auch nicht ganz „ohne Poesie (obwohl der Funke schon zu erlöschen „beginnt) und den man früher gern mit Börne oder „Lord Byron zusammenstellte, wandelt eine ähnlich „gefährliche Bahn, und wir wünschen es aufrichtig „zu seinem Besten, d a ß e r z e i t i g u m k e h r e. „Schon das Streben, der Mode und der Tages„neigung beständig zu huldigen, ist äußerst bedenklich. „Ueberschreitet er auch einst nur um ein Haar breit „die Grenze, so stürzt er (wie jetzt Börne) erbar„mungslos von seiner Höhe herab, und hinter ihm „erschallen Verachtung und Hohngelächter."

Diese Zwerge fühlen selbst, daß sie dem Kampfe der Zeit nicht gewachsen sind, und darum möchten sie Heine anwerben. Nun, was gewönnen sie dabei? Wäre ein kleiner Vortheil der guten Sache mit der Schande eines verdienstvollen Mannes nicht zu theuer bezahlt, so wünschte ich, Heine ließe sich von den Polizei-Werbern verlocken. Nicht ihnen, uns würde

das nützen. Die Wahrheit würde ihn treffen, wie die Andern auch, nur tödtlicher, weil er stark ist und Widerstand leistet; während der Kleister der Andern sich um die Schärfe des Schwerts legt, sie einwickelt und manchen guten Streich abhält.

Wie konnte, gegen alle Naturgeschichte, unter den literarischen Hasen, die gar keine Stimme haben, sich ein solches Geheul erheben? Ein anderer Artikel in dem nämlichen Blatte, ein Brief aus Berlin, wahrscheinlich von dem nämlichen Hering, erklärt die wunderbare Erscheinung und giebt die besten Aufschlüsse. Mir brauchte er sie nicht erst zu geben; die Naturgeschichte der deutschen Hasen im gesunden und im kranken Zustande war mir zu genau bekannt, als daß mir jene Erscheinung hätte unerklärlich bleiben können. Aber Andern, die weniger belehrt als ich, werden die Aufschlüsse nützlich und willkommen sein. Der zweite Alexis schreibt von mir: „Der „Verfasser genoß hier früher eines außerordentlich „guten Rufes, der viel über seine Verdienste hinaus„ragte . . . Der Mann wurde hier verehrt und „vergöttert .... Und jetzt auf einmal dieser un„geheuere Abfall! Man spricht nur mit Abscheu und „Widerwillen von ihm. Jeder möchte seine „Hand in Unschuld waschen und nie bekannt „mit ihm gewesen sein. Gewiß sind die in je-

„nen Briefen niedergelegten Ansichten durchaus ver„werflich, aber eben so gewiß ist es, daß die jetzt „hier vorherrschende persönliche Erbitte„rung nicht allein aus dieser Quelle fließt. „Theils tritt bei Vielen gekränkte Eitelkeit ins Spiel, „theils bei Andern die Furcht, man möchte nun „auch sie nach einem neuen Maßstabe zu „beurtheilen versucht werden ... Die Juli„revolution hatte ihn völlig berauscht, und in diesem „Rausche zeigte er sich auf einmal wie er war. „Daß ihn dies gereut, bezweifle ich gar „nicht." O der große Menschenkenner! ... Doch ich will das Wichtigere besprechen. Ja freilich, das ist es. Sie haben mich verehrt und vergöttert in Berlin. Als ich aber anfing gegen die Gewaltigen im Lande zu reden, da ward ihnen todesangst. Sie dachten an die Hausvogtei, an Magdeburg, Köpenick, den Galgen und Pilatus-Kamptz. Sie verläugneten mich und werden mich noch hundertmal verleugnen, ehe der Hahn kräht. Kräht aber einmal der deutsche Hahn, werden sie sich wie die Würmer zu meinen Füßen winden, und von Denen mit Haß und Abschen sprechen, welche sie jetzt verehren und vergöttern.

O Berliner! O Hasenpasteten! O Kuchenfresser! O Ihr dreizehn Bühnendichter, welchen erst

die Knochen wieder hart geworden, und die ihr, seit die Katze nicht zu Hause ist, ganz lustig auf den Tischen herumspringt! — Wenn ich jetzt unter Euch erschiene, mit meinem alten Herzen zu Eurem alten Herzen träte, würdet Ihr nicht entsetzt vor mir fliehen, wie vor dem Dämon der Cholera, und mit thränenden Augen vor Eurem Pilatus wimmern: O wir Unglücklichen! Wir kennen den Mann gar nicht! Ich komme! Wenn Ihr nicht artig seid, komme ich. Wahrhaftig, ich muß nach Berlin; das Herz hüpft mir vor Freude, wenn ich daran denke. Ich muß diese Menschen in Angstschweiß verwandeln, daß ihr ganzes Dasein in den Gossen abfließe. Den Einen suchte ich in dem Buchläden auf, wo nichts geheim bleibt, fiele ihm um den Hals und spräche: „Du siehst, theurer Freund, ich habe Wort gehalten „und kam, sobald mich Preußens Söhne riefen!“ An den Andern drängte ich mich in der Oper, zeigte ihm den Messager und sagte ganz laut: „Du bist „ein Schelm, dein Styl ist gar nicht zu verkennen.“ Dem Dritten schrie ich bei Stehely zu: „Deine „gestrige Nachricht, daß der König abdanke, bestätigt „sich; um desto besser.“ Meinem vertrautesten Freunde aber, dem Referendär Hering, schriebe ich folgenden Brief: „Theurer Brutus! Himmlisch warst du „wieder gestern Abend. Warum mußtest du uns

„wegen deiner Diarrhoe so bald verlassen? Als du „fort warst, tranken wir auf die Gesundheit des „preußischen Marats. Deine Epigramme auf Hrn. „von Witzleben und den Prinzen von Mecklenburg „wurden zum zweitenmale vorgelesen und mit jauch= „zendem Beifall aufgenommen. Der österreichische „Gesandte läßt dich erinnern, daß du ihm eine Ab= „schrift davon versprochen. Ich habe heute Briefe „vom General Uminsky bekommen. Tausend Grüße „für dich. Nie wird er es vergessen, daß du ihn „drei Tage in deinem Hause versteckt gehalten und „er seine Flucht von hier nur deinen Anstrengungen „zu verdanken hat. Morgen versammeln wir uns „wieder zum Abendessen. Wir feiern den 21. Ja= „nuar, den schönen Tag, an dem das Haupt eines „Tyrannen gefallen. Du wirst doch kommen? Noch „eine andere, noch eine schönere Begebenheit feiern „wir. Aber du erfährst das erst morgen. Doch „nein, du lieber ungeduldiger Mensch, noch heute, „du sollst es gleich erfahren. Rathe! Wie, dein „Herz sagt dir, du ahnest nicht? Du hast gewiß „wieder Leibschmerzen. Die Sontag ist in die „Wochen gekommen, und die hohe Kindbetterin „und das neugeborene Kind befinden sich sehr wohl. „Und jetzt? Bist du heute im Stande ein vernünf= „tiges Wort in den Freimüthigen zu schreiben, dann

„will ich zwölf Dutzend Austernschalen ohne ihren „Inhalt hinunterschlingen. Dein Spartakus. „N. S. Die Kisten mit den Dolchen werden heute „Abend bei dir abgeholt werden.“ Dieses Billet würde ich an den Referendär Hering adressiren, versiegeln, wieder aufbrechen, und damit auf die Polizei gehen, meinen Permissionsschein gegen acht Groschen erneuern zu lassen. Da ließe ich das Billet unbemerkt aus der Tasche fallen. Ein Polizeibeamter würde es aufheben, und es ganz natürlich finden, daß es der Referendär dort verloren. Und jetzt die Untersuchung, die Herings-Angst! Das alles müßte köstlich sein.

— Gott stehe mir bei! Ich wollte das Brock-Narren-Haus verlassen, in dem ich mich einige Stunden aufgehalten, da stürzte mir auf dem Korridor ein verrückter Philolog entgegen, und hielt mich fest, und drehte mir alle Knöpfe vom Rocke. Ich weiß nicht, wie der Narr heißt; es muß aber ein ausgezeichneter deutscher Philolog sein, denn er versteht kein Deutsch. Der Narr hat Nr. 97 im Hause. Der läßt sich, wie folgt, vernehmen: „Börne (der Philosoph, wie er sich selbst nennt) hat in den Briefen „aus Paris einen Beitrag zur forcirten Judenliteratur geliefert, zu welcher auch Heine, sein „Freund und Idol, schon manches steuerte, und damit

„ein sehr widerliches Buch geliefert, welches einer „scharfen Geisel wird Stand halten müssen. Diese „Briefe ganz zu durchlesen, ist ein Opfer, zu dem „man sich nur in gerechter Indignation und mit gro„ßem Unwillen entschließen kann. Wenn sich glück„liche Anlagen und Scharfsinn so mit Frechheit und „Anmaßung paaren, vergißt man darüber das Has„senswürdige und Verworfene, was jedem Abtrünni„gen, jedem Renegaten, und jedem an seinem ange„stammten Glauben seiner Väter zum Verräther ge„wordenen anklebt. Daß ein solcher auch sein Va„terland und was seinen Landsleuten heilig und ver„ehrungswürdig erscheint, zu beschimpfen versucht, ist „darum kein Wunder, und wird sich diese Untreue ge„wiß empfindlich strafen. Ein Herr Dr. Meyer hat in „einer kleinen Schrift, betitelt ......, schlagend „und tiefgreifend, doch fast zu flüchtig den ersten „Streich dagegen geführt. Wie kann auf so weni„gen Seiten mit zwei Bänden Auswurf gekämpft „werden? Doch vielleicht findet ein tüchtiger Mann „Ruhe und Resignation, um für Deutschland gegen „Börne in die Schranken zu treten. Darum sei auch „hier ein einzelner Fleck, der uns anzuhangen zuge„dacht wird, beleuchtet.“ Sehen wir jetzt, was diese Flecklaterne beleuchtet. Ich hätte die deutsche Sprache geschmäht und verächtlich herab-

gesetzt, und die französische über sie erhoben, diese fände ich sublim! Und das müsse „eine Verachtung bei jedem Freunde seiner Muttersprache unter uns hervorbringen, die höher steigen muß, als irgend eine Scala auszudrücken vermag.“ Wo der Narr in meinen Schriften das gelesen, möchte ich wissen. O Schulmeister!

Masculina sunt panis, piscis, civis, crinis, ignis,
Funis, glis, vectis, follis, fascis, lapis, amnis,
Sic fustis, postis, sic axis, vermis et unguis,
Et penis, collis, callis, sic sanguis et ensis.
Mugulis et mensis, pollis cum caule, canalis;
Et vomis, sentis, pulvis, sitis, cucumisque,
Anguis, item cuspis, torris, cum cassibus orbis.

So wollen wir künftig mit einander korrespondiren; aber nur ja nicht deutsch. Sie verstehen mich nicht und ich verstehe Sie nicht. Habe ich außer den Schimpfwörtern, worin ich seit einigen Monaten bei dem ersten deutschen Schullehrer fleißigen Unterricht genommen, sonst ein Wort in Ihrem Artikel verstanden, will ich kein ehrlicher Mann sein. Schreiben wir uns lateinisch.

— Jetzt will ich der Stuttgarter Hofzeitung einen Besuch machen. Ich habe mich über und über mit Kölnischem Wasser gewaschen, meine Klei-

der gewechselt, und bin herzlich froh, daß ich von der Bürger-Canaille einmal loskomme. So eine Hofzeitung, die hat doch eine ganz andere Art und Sprache, und noch in ihrem Morgenanzug von Löschpapier ist sie reizender, als eine bürgerliche Abendzeitung in ihrem Velinkleide. Ihr Zorn ist zarter Champagner-Schaum; ihr Spott Prickeln auf der Zunge, das mehr schmeichelt als wehe thut; und ihr Unmuth ein trübes Wölkchen über der Sonne, an seinem Rande von ihrem Liebesblick gefärbt. Sie straft durch Vergebung und schweigt wenn sie verachtet. Und Alle, die einer so lieben, gnädigen Hofzeitung nahe kommen, werden übergossen von ihrem Rosenschimmer, verzuckert, waren sie vorher noch so bitter; und fein, artig und gewandt, waren sie früher die plumpsten Grobiane und die schwerfälligsten Tölpel gewesen. Seht den ehrlichen Münch und den ehrlichen Lindner. Es sind, wie allgemein bekannt, ehrliche und brave Männer; es sind aber eben Bürgersleute, gerade aber knorrig, treu aber knurrig. Doch wie hat sie die Hofzeitung umgewandelt! Wie fein sind sie geworden, seitdem sie daran arbeiten! In diese Schule müßt Ihr gehen, Ihr Meyer, Ihr Würmer, Ihr Heringe, Ihr Roberts, Ihr Pittschaft, und wie Ihr sonst alle heißen möget. Dieser Stuttgarter Hofzeitung haben meine Brief-

aus Paris auch nicht gefallen; aber wie fein giebt sie das zu verstehen! Und wendet nicht ein: ja die Herren, welche die Stuttgarter Hofzeitung schreiben, bekommen einen jährlichen Gehalt von dreitausend Gulden, und für dreitausend Gulden kann man schon fein sein, aber wir armen Schlucker, womit sollen wir die Artigkeit bestreiten? Das sind leere Entschuldigungen. Stehen nicht in dem nämlichen Wörterbuche die feinen Worte und Redensarten, wie die groben? Was hält Euch ab sie zu wählen? Schlingels seid Ihr. Bedenkt nur, welche gemeine Schimpfreden Ihr gegen mich geführt, und vergleicht damit die zarten Ausdrücke, deren sich die Stuttgarter Hofzeitung bedient: Frivoler Jude, herzloser Spötter, elender Schwätzer, toller Schwätzer, erbärmliche Judenseele, ehrlos, schamlos, seichtes Geschwätz, gehaltloses Geschwätz, leichtfertiges Geschwätz, armer Revolutions-Jäger, schamlose Frechheit, seichte Frivolität, ungeheure Anmaßung, jüdische Anmaßung, schmutziges Buch, ekelhaftes Buch, niederträchtiges Buch, elende Schmeißfliege. Stand Euch das nicht alles auch zu Gebote? Schämt Euch! Und jetzt erst die unvergleichliche Syntax, mit welcher die artigen Worte zusammengesetzt sind! „Ueberall zeigt sich der fri-

„vole Jude, dem nichts heilig ist, der herzlose Spöt„ter auf Geist und Charakter der deutschen Na„tion, der elende Schwätzer ins Blaue hinein, der „der Menge gefallen will und der Erbärmlich„keit der Leidenschaften des Tages, und im Grunde „doch selbst nicht weiß, was er eigentlich will. Wohl „kann man sagen, daß sich Börne durch dieses Buch „in jeder Rücksicht selbst gebrandmarkt hat; kein „Deutscher, dem die Ehre seines Landes „heilig ist, wird ihn fortan mehr in seiner „Gesellschaft dulden können." Lieber alter Freund! Sie sind alt geworden und wissen nicht, was Sie sprechen. Um der Menge zu gefallen, hätte ich die deutsche Nation verspottet? Das wäre doch ein sonderbares Mittel! Was ist denn die Nation anders als die Menge? Verspottet man Einen, wenn man ihm gefallen will? Sie freilich und Ihre Bande, Sie verstehen unter Nation nicht die Menge, sondern nur die Dreißigtausend unter dreißig Millionen Menschen, welche die Blutsauger des Volkes sind, die ohne Vaterland und selbst ohne Fürsten nur den Hof kennen, an den sie festgeschlossen, und keinen andern Gott haben, als den Hofknecht, der ihnen ihr Futter vorwirft. Diese Nation würde ich wohl verspottet haben, wenn sie eine Ehre hätte, die man verwunden könnte, und wenn sie

nicht, sobald sie satt ist, jedes Spottes spottete. Ach bester Freund, es wäre recht schön, wenn mich künftig kein Deutscher in seiner Gesellschaft duldete; aber ich fürchte, man duldet mich nach wie vor. Wie oft waren wir nicht in früheren Zeiten in der Gesellschaft manches braven Mannes, dem die Ehre seines Landes heilig ist, und doch wurden wir nicht zur Thüre hinaus geworfen! Man wußte, daß wir betrügerische Schuldenmacher, unverschämte Bettler, lausige Schmarotzer, ehrlose Kuppler, feile Lohnschreiber, und die niederträchtigsten Spione aller Europäischen Höfe wären, und daß wir unser deutsches Vaterland für tausend Silberrubel zehntausendmal verrathen — und doch warf man uns nicht zur Thür hinaus! Es ist aber ein geduldiges Volk, das deutsche! Wie gerne ließe ich mich zur Thüre hinauswerfen, wenn nur das zur heilsamen Uebung unter den Deutschen würde, daß sie nicht länger niederträchtige Schurken, die sie im Grunde ihrer Seele verachten, aus weibischer Aengstlichkeit wie ehrliche Leute, und Menschen, die sie hassen, aus dummer Höflichkeit mit Achtung behandeln! — „Bevor Ref. dieses im Vergleich zu „der Niederträchtigkeit des Buches noch sehr gelinde „Urtheil nur durch einige Belege, wie sie ihm gerade „in die Augen fallen, motivirt, hat er sich dagegen „zu verwahren, als ob er zu den Juden-Feinden ge

„höre, zu welchen man seine Landsleute so gerne „rechnet .... Er schätzt den braven, aufgeklärten, „redlichen Mann, wessen Religion er auch sein möge. „Wenn er aber alle die Verworfenheit, welche man „gewöhnlich dem jüdischen Volke Schuld giebt, so „schamlos ausgesprochen sieht, wie in diesem Buche „des Herrn Baruch Börne .... dann kann er auch, „tief empört über solche Schändlichkeit, gegen den „Juden auftreten. Auch er muß am Ende überzeugt „werden, daß solcher schamlosen Frechheit und seich„ten Frivolität nur der Jude fähig ist." Seht Ihr, Ihr gemeinen bürgerlichen Rezensenten! Ihr habt Euch gegen mich, den Juden, ereifert; aber Ihr habt es mit Eurer gewöhnlichen tölpelhaften Art gethan. Lernet von diesem Hofzeitungs-Schreiber, wie man mit Hofmanier grob sei. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Theilung er nichts gewann, als was Göthe's Zauberlehrling durch Spaltung des Besenstiels gewonnen: daß er von zweien bedient wird, statt früher von einem — bedachte er: Halt! Dem Herrn von Moses bin ich Geld schuldig; von Herrn von Aaron will ich Geld borgen; bei Herrn von Jakob werde ich oft zu Tische geladen; Herr von Abraham zahlt mir meine russischen Gelder aus; Herr von Isaak hinterbringt mir, was am Münchener Hof vor-

geht; Herr von Joseph besorgt mir meine Wiener Correspondenz — ich muß diese kostbaren Leute schonen, und nun sagen, die Juden wären brave scharmante Leute, und der Baruch Börne mache eine Ausnahme. Von dem lernt, Ihr Flegel. Und fragt Ihr mich, wie viele Dukaten und Flaschen Champagner es mich gekostet haben würde, den Stuttgarter Hofzeitungsschreiber zu meinem Lobredner zu machen? so sage ich Euch: ich bin ein Lump, wie Ihr alle seid; aber diese kleine Ausgabe hätte mich nicht belästigt.

Der arme Teufel fühlt es manchmal selbst, daß zum Schreiben die Finger allein nicht hinreichen, wie auch ein Geist dazu gehöre, und dann im Gefühle seiner Armseligkeit ruft er den Geist Mendelsohn's aus dem Grabe hervor, daß er ihm beistehe in seiner Noth. „O edler Moses Mendelsohn, im Grabe „mußt du dich umwenden, daß länger als ein halbes „Jahrhundert nach dir einer deines Volkes also „schwatzen kann.“ Und da der edle Moses Mendelsohn auf die Beschwörung eines Taugenichtses natürlich nicht erschien, wurde er zum zweitenmale hervorgerufen. „Nochmals rufe ich den Schatten des edlen „Mendelsohn an: Zürnend erscheine deinem entarteten Enkel und bessere ihn, wenn es möglich ist.“ Vielleicht wundert man sich darüber, daß ein Hofzei-

tungs-Schreiber so romantisch ist; aber was kann man nicht alles sein für dreitausend Gulden jährlich? Gebet dem Manne sechstausend Gulden, und er wäre im Stande und würde ein ehrlicher Mann dafür.

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber wie die ganze Schafheerde, die gegen mich geblökt, fürchtet mich mehr, als den bösen Wolf, und sähe daher gar zu gern, daß ich keine Gelegenheit versäumte, mich todtschießen zu lassen. So ein Schuß ist freilich eine Kritik, die keine Antikritik zu fürchten hat. Darum sucht der Narr auch meinen Ehrgeiz rege zu machen und sagt: „Bald will Hr. B. nur Revolutionen „und zappelt krampfhaft darnach, bald fürchtet seine „erbärmliche Judenseele sie ängstlich, wie im „19ten Brief. So oft Spektakel und Auflauf „war in Paris, hatte er Zahnweh oder dicke Backen „und jammert dann hinterdrein wahrhaft kindisch-„komisch, nicht dabei gewesen zu sein.“ Mein guter alter Freund, wo haben Sie denn im 19ten Brief Furcht gefunden? Unser Muth und unsere Bangigkeit sind freilich sehr verschieden von einander. Sie fürchten Alles, nur die Polizei nicht, weil Sie unter deren besonderem Schutz stehen; ich aber fürchte nichts als den Meuchelmord der Polizei, eine offene Kugel fürchte ich nicht. Wenn ich Sie früher oder später einmal in Stuttgart besuche, werde ich Ihnen

beweisen, daß eine dicke Backe Einem wirklich am Ausgehen hindern kann, und daß, wenn man in Paris zu Hause bleibt, und man als Ober-Spion keine andern Spione unter sich hat, man nicht erfährt, was sich in der Stadt ereignet.

Es gab noch mehrere solcher Narren, die, um mich los zu werden, einen kindischen Ehrgeiz in mir aufzuregen suchten. Als sie erröthen mußten, daß ich, ich allein unter all den Stummen und Verschnittenen, es gewagt, den Unterdrückten des Volks die Wahrheit zu sagen, da meinten sie: Welch ein großer Muth, sich in Paris hinzusetzen, und dort gegen deutsche Regierungen zu schreiben. Und jetzt hoffen sie, ich würde hurtig wie ein thörichter Knabe in die Höhle des Tigers laufen. Und was ist die Höhle des Tigers gegen das dunkle und heimliche Gericht, worin deutsche Regierungen die Beleidigung ihrer himmlischen Allmacht rügen? In dunkler Nacht aus dem Bette gezerrt werden von Räubern, die sich Gerichtsdiener nennen; dummen, tückischen, abergläubischen Staatspfaffen, die ihren Gott im Bauche, der sie füttert, verehrend, die kleinste Beleidigung ihres Gottes grausam strafen — ihnen Rede stehen während sie sitzen und verdauen; und dann aus der Welt verschwinden, wie eine Seifenblase, nicht Luft, nicht Erde zeigt unsere

Spur; ausgelöscht im Gedächtnisse seiner sehr deutschen Mitbürger, welchen der kleinste Schreck den Kopf trifft, welchen Polizeifurcht wie ein Sirocco das Herz ausdörrt; und dann zu schmachten in einem feuchten Gewölbe, ohne Licht, ohne Luft, ohne Buch, ohne Freundestrost, erfrierend von dem kalten Blicke der Kerkerwärter — den Muth verlangt Ihr von mir? Gebet mir offenes Gericht, gebet mir den Schutz, den in Frankreich noch der Mörder hat, gebet Preßfreiheit, daß meine Freunde aus den Zeitungen ersehen können, wo ich hingekommen, und dann will ich Euch zu Rede stehen. Aber Ihr werdet Euch wohl hüten, das zu thun; denn ich stünde dann Euch nicht Rede, Ihr müßtet mir und dem Volke Rede stehen. Fragt Massenbach, fragt Ypsilanti, fragt die andern Schlachtopfer alle, wie sie im Kerker gelebt, warum sie gestorben? Gehet hin, fragt sie, sie stehen jetzt vor Gott und brauchen nicht mehr zu schweigen. Fragt Jahn, der endlich freigekommen, was seine Richter ihn gefragt? Er schweigt, er darf nicht reden. An einer langen Kette hält man ihn fest — das ist seine Freiheit. Fragt Murhardt in Kassel, der schuldlos erklärt worden, warum er im Kerker geschmachtet? Er ist stumm. Er hat schwören müssen, die Geheimnisse der Tyrannei nicht zu verrathen. Die thörichten

Menschen! Solch einen Eid halten, den man ihnen, den Dolch auf der Brust, abgezwungen? Der lästert Gott und verräth die Liebe, der lebendig aus der Höhle der Tyrannei kommt und seinen Brüdern nicht erzählt, was im Dunkeln die Bosheit übt und die Unschuld leidet. Ich hielte solchen Schwur nicht; es ist Sünde, ihn zu halten.

Ich habe in meinen Briefen gesagt: im nächsten Jahre würde das Dutzend Eier theurer sein, als das Dutzend Fürsten — und jetzt, lieber alter Freund, machen Sie sich lustig über mich, weil von dieser Prophezeihung „gerade das Gegenheil eingetroffen." O ich möchte mich aufknüpfen! Das habe ich nicht erfunden! Ich räume Ihnen ganz beschämt den ersten Platz ein, Sie sind ein viel feinerer Spaßvogel als ich. Warum sind Sie nicht immer so fein? Warum — Sie, ein Hofzeitungs-Schreiber, ein Dietrich zu den größten wie zu den kleinsten Kabinetskasten aller Fürsten Europa's, ein Meister-Schelm, der die Polizei selbst betrügt — warum sind Sie zuweilen so grob, daß Sie in Verdacht gerathen, ein ehrlicher Mann zu sein, und Ihren wohlerworbenen Ruf gefährden? Wie konnten Sie sich nur vergessen, „Ei, ei" zu rufen. Ei, ei — ist das nicht die Essenz der Dummheit? Riecht das nicht den Philister eine Meile im Umkreise? Ich ließe mich lie-

der todtschlagen, ehe ich ei, ei sagte oder schriebe. Und Sie haben ei, ei drucken lassen — läugnen Sie es nicht. Um mich über die Eleusinien der deutschen Höfe lustig zu machen, erzählte ich, daß der parsamste aller Sterblichen, ein deutscher ungeadelter jüdischer Jüngling, in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe des Allerchristlichsten Königs getanzt. Und Sie bemerkten darauf: „Ei, ei, Hr. Baruch Börne, „man sollte fast glauben, daß Ihnen doch die Zeit „ein wenig lang wird, bis Sie sich herablassen kön„nen, einer Prinzessin oder Herzogin die Hand zum „Tanze zu reichen!!“ Ich bitte Sie, zeigen Sie mir die Brücke, die von meinem Spotte zu Ihrem führt; ich kann sonst nicht hinüber kommen. Und ei, ei! Ehe ich Ihr Ei, ei gelesen, war es mir eine Belustigung, mich mit Ihnen zu necken, aber dieses Ei, ei hat mich ganz verstimmt, und unwillig rufe ich aus: es ist eine Schmach! Mit solchem Ei-ei-Gesindel muß ich mich herumschlagen!

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber, als er den höchsten Gipfel der Begeisterung erreicht — dort oben in jener reinen Höhe, wo der Hofzahlmeister wohnt; in jener seligen Stunde, wo er sein Quartal empfangen, sagt er, schreibt er als heiße, gefühlausströmende Quittung: „O du elende Schmeißfliege!“ Nein, das ist zu arg, und „was zu arg

ist ist zu arg," sagt Eduard Meyer in Hamburg. Erst jetzt verstehe ich das große Wort. Und du mit einem kleinen d — so alles Herkommen und deutsche Sitte verhöhnend! Und O! Hätte er wenigstens gesagt: Ach, du elende Schmeißfliege! Eine Grobheit, die mit Ach anfängt, kann ein vernünftiger Mensch eigentlich gar nicht übel nehmen. Ach ist ein Ausathmen, und von einer Grobheit zeigt es an, daß die Grobheit in dem Menschen gesteckt, und daß er, blos sich Luft zu machen, sie ausgesprochen. O aber ist ein Einathmen, und verräth, daß eine Grobheit, die damit beginnt, außer dem Menschen gewesen, daß er sie vorsätzlich aufgenommen, und daß, wenn der Grobian das Maul gehalten, er nicht grob gewesen wäre. Man wird daher finden, daß alle Grobheiten in meinen gesammelten Schriften mit Ach anfangen, in einigen wenigen Fällen ausgenommen, wo ich aus Ironie O gebrauchte.

Der Freund, der mir aus Stuttgart das Hofblättchen mit dem Stall-Artikel schickte, schrieb: er wäre von Lindner, und er erkenne seine Art in der Schmeißfliege. Aber das beweist nichts; es giebt oft täuschende Aehnlichkeiten und ich glaube es nicht. Doch wer ihn auch verfaßt — „O du elende Schmeißfliege!" ist zu arg und das lasse ich mir nicht gefallen. Glaubt Ihr denn, weil ich so lange

geschwiegen, ich würde das fort geduldig anhören? Warum glaubt Ihr das? Etwa weil ich ein Deutscher bin? Aber höret, was Eduard Meyer sagt: „Der Deutsche ist geduldig, schweigsam und „bedenklich, aber doch nur bis zu einem ge„wissen Grade. Wenn ihm die Geduld reißt, „wenn er das Schweigen bricht und einen „Entschluß gefaßt hat, so wird sich Man„cher wundern über die scheinbare Umwand„lung seiner Natur. Und ich fühle es, daß „auch ich ein Deutscher bin.... Man muß „dem Gesindel einmal auf die Finger klop„fen, daß etwas Furcht hineinfährt." Ja, ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin! Wehe Euch, wenn mir die Geduld reißt! Wehe dem Gesindel, wenn ich ihm auf die Finger klopfe, daß Furcht hineinfährt! Ich gebe Euch mein Wort: sie fährt nicht wieder heraus. Ja, ich bin ein Deutscher! Ja, mir reißt die Geduld! Ja, ich klopfe! Ihr Schlingels, Ihr Flegels, Ihr Ochsen, Ihr Esel, Ihr Schweine, Ihr Schafe, Ihr Mordbrenner, Ihr Spitzbuben, Ihr jämmerlichen Wichte, Ihr Sch— doch ohne Leidenschaft! Alles mit Ordnung. Ihr:

A.

Aalquappen, Aasfliegen, Abdecker, Abendländer, Aberwitzige, Achselträger, Affen, Alltagsgesichter, Ameisenfresser, Anfänger, Angeber, Anschwärzer, Aristokraten, Auerochsen, Aufpasser, Aufschneider, Aufwischlumpen, Auskundschafter, Ausreißer, Ausrufungszeichen, Austernschaalen, Auswurf, Autoren;

B.

Bagage, Bandwürmer, Bängel, Bärenhäuter, Bauchdiener, Bauchredner, Bedienten, Bestien, Beutelschneider, Blattläuse, Blutigel, Bösewichter, Brecheisen, Brechpulver, Broddiebe, Brudermörder, Brummbären, Brunnenschwängel, Büffel, Buschklepper, Butterfässer;

C.

Cabalenmacher, Censoren, Charletane, Chinesen, Correkturbogen;

D.

Dachshunde, Delinquenten, Demokraten, Despoten, Dichterlinge, Diebe, Diebslaternen, Dienstboten, Diplomatiker, Doggen, Dompfaffen, Dornbüsche, Dreckkäfer, Druckfehler, Dubletten, Duckmäuser, Dummköpfe, Düten;

E.

Eintagsfliegen, Eisschollen, Elendthiere, Esel, Eselsköpfe, Eulen;

F.

Falschmünzer, Ferkel, Filzläuse, Fischweiber, Fladen, Fledermäuse, Flegel, Fratzengesichter, Frostbeulen, Fußschemmel;

G.

Galgenvögel, Gaudiebe, Gecken, Gegenfüßler, Geheimschreiber, Geifermäuler, Gelehrte, Gemeinschreiber, Giftmischer, Gimpel, Gliedermänner, Glockenschwängel, Grobiane, Grundeln, Grundsuppen;

H.

Hallunken, Hasenfüße, Häringe, Hofhunde, Hofnarren, Hunde, Hundsfötter, Hungerleider;

J.

Janitscharen, Insgesammt, Johanniswürmchen, Irrwische;

K.

Kammerdiener, Käsemaden, Kellerwürmer, Kerls, Kellerhunde, Kipper und Wipper, Kleckse, Kleinstädter,

Klöse, Klötze, Knechte, Kostgänger, Kothkäfer, Krähen, Krautköpfe, Krebse, Krüppel, Kundschafter, Kürbisse;

L.

Laffen, Lästermäuler, Laxirmittel, Lebkuchen, Lehrjungen, Leibeigene, Lichtstumpen, Lieferanten, Lohnbedienten, Lotterbuben, Luder, Luftpumpen, Lümmel, Lumpen, Lumpenhunde;

M.

Makulatur, Maden, Mameluken, Mastvieh, Maultrommeln, Maulwürfe, Mispeln, Milchbrödchen, Mistkäfer, Mordbrenner, Murmelthiere;

N.

Nachtgeschirre, Nachtmützen, Nachtwandler, Narren, Nudeln;

O.

Ochsen;

P.

Papageien, Pedanten, Pharisäer, Philister, Pinsel;

Q.

Quantitäten, Quappen, Quarke, Quintaner, Quitten;

R.

Rapunzeln, Räucherkerzchen, Recensenten, Rekruten, Referendare, Renegaten, Resonanzböden, Rohrdommeln, Rotznasen;

S.

Schafe, Schafsköpfe, Schandbuben, Scheuerlappen, Schinderknechte, Schindmähren, Schlaraffengesichter, Schlingel, Schlucker, Schmarotzer, Schmeissfliegen, Schnitzel, Schufte, Schulfüchse, Schurken, Schweine, Scribler, Siebenschläfer, So so, Söldner, Spanferkel, Speichellecker, Spione, Spürhunde, Stiefelknechte, Stimmgabeln, Stockfische, Stöpsel, Sudler;

T.

Tagediebe, Tagelöhner, Taugenichtse, Theekessel, Tintenkleckse, Tölpel, Trampelthiere, Tremulanten, Trommelschläger, Trompeter, Troßjungen, Trüffelhunde, Tuckmäuser;

U.

Unleserliche, Unterthanen, Unverschämte;

V.

Verschnittene, Verjagte, Vielschreiber, Vorhängschlösser;

W.

Wachsbilder, Waldfrevler, Wandläuse, Wanzen, Wassergeister, Wasserköpfe, Weihrauchfässer, Wespen, Wetterhähne, Wichte, Windmühlen, Wische, Wohledelgeborene, Wohlgeborene, Würmer, Wurstmäuler;

Z.

Zahnstocher, Zeitungs-Schreiber, Zeloten, Zeugdrucker, Zitteraale, Zwerge; — Ihr sollt sehen, daß ich mit Euch fertig werden kann!

Jetzt aber bitte ich den ersten Kunstkenner seiner Zeit, den Herrn Geheimen Kabinets-Sekretair Saphir in München, öffentlich zu entscheiden, wer von uns gröber gewesen. Nicht der Herr Saphir oder ich — so anmaßend bin ich nicht; sondern Hr. Meyer, Hr. Wurm, Hr. Hering, Hr. Robert, Hr. Pittschaft, die Münchener Hofzeitung, die Stuttgarter Hofzeitung, die Mannheimer Zeitung, die Berner Zeitung, und alle die andern Menschen und Blätter, die ich nicht gelesen, sie alle für Einen gezählt — oder ich, jenen Allen der Einzelne gegenüber.

Ende des Härings-Salats.

